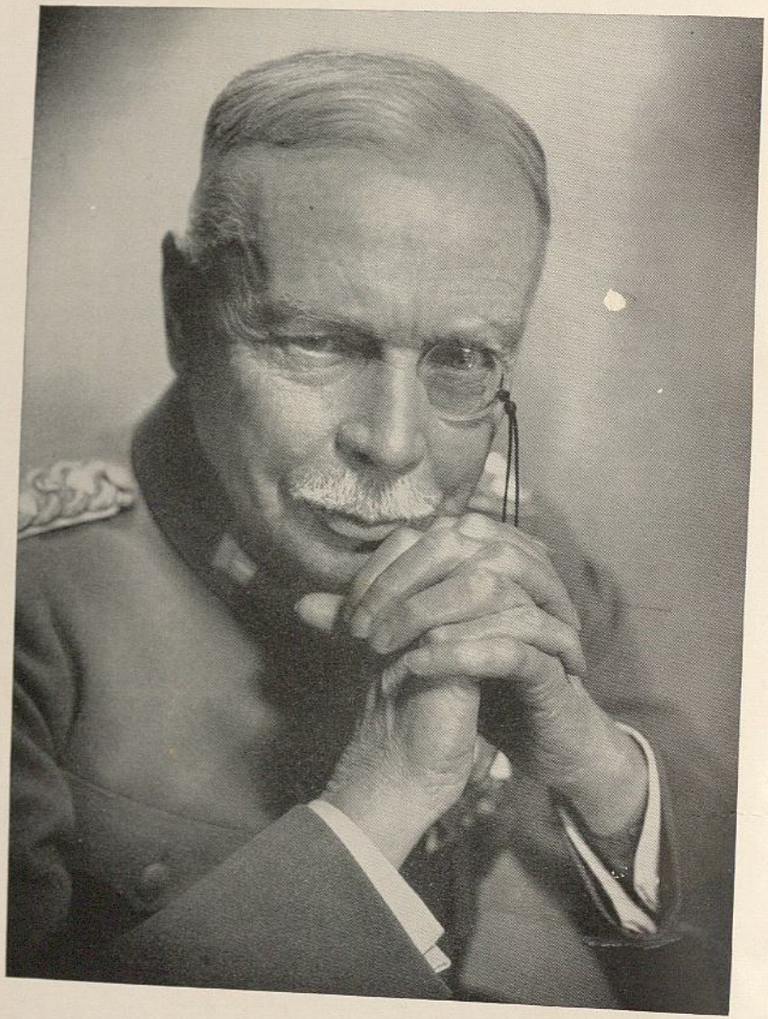
Start Scan Send

Steiniger



General v. Seeckt

Lebensbild eines deutschen Soldaten

Von

Edgar v. Schmidt-Pauli

Verlag Reimar Hobbing, Berlin

Copyright 1937 by Reimar Hobbing, Berlin

Fotos: Studio von Gaza und Binz / Scherls Bilderdienst

Druck der Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin

Inhaltsverzeichnis

Seite

Geleitwort von Generalfeldmarschall v. Mackensen 7

Vorwort des Verfassers: Dem Unvergeßlichen 9

Erster Abschnitt: Vorkriegszeit

Erste Jugend 13

Militärische Laufbahn und Leben bis zum Kriege 20

Zweiter Abschnitt: Im Weltkrieg

Erste Erfolge im Westen 31

Der Durchbruch bei Gorlice-Tarnow 34

Seeckt und Mackensen 38

Der Sommerfeldzug in Polen 41

Im Krieg gegen Serbien 44

Gegen Saloniki? 51

Als Generalstabschef im österreichisch-ungarischen Heer 57

In türkischen Diensten 63

Dritter Abschnitt: Nachkriegszeit

Beim Grenzschutz Nord und in Versailles 75

Das Kapp-Intermezzo 83

Chef der Heeresleitung 89

Der Blick nach Osten 107

Die nationalen Verbände 112

Das gefährliche Jahr 1923 121

Weitere Jahre der Entwicklung 130

Der Rücktritt 136

Seeckt und die Politik 143

Schriftsteller und Abgeordneter 150

Die Reisen nach China 157

Die letzten Jahre 175

Der Patriot und Mensch 184

Schluß: Das Staatsbegräbnis 197

Mir ist Generaloberst von Seeckt mit seiner militärischen und geistigen Begabung und mit seiner treuen Hingabe an die Aufgaben seiner Dienststelle in fast fünfviertel Jahren des Weltkrieges ein unvergeßlicher Chef meines Generalstabes gewesen. Ich habe ihn wiederholt meinen „Gneisenau“ genannt. Als der „Scharnhorst“ der unter seiner willensstarken, umsichtigen Leitung wiedererstandenen neuen Wehrmacht Deutschlands hat Generaloberst von Seeckt die Höhe seiner unverwelklichen Verdienste um unser Vaterland erstiegen. Ehre seinem Andenken!

v. Mackensen,

Generalfeldmarschall

Dem Unvergeßlichen

„Was kann uns nach solchen Erfolgen noch zu einer Lebensfreude gereichen?“ fragte Bismarck nach dem Kriege von 1870/71 den Chef des Generalstabs. „Einen Baum wachsen zu sehen“ war die Antwort des Grafen Moltke.

Es ist von tiefer Bedeutung für den Menschen Hans v. Seeckt, daß er mit diesem Satz in seinem Buch über Moltke den letzten Pinselstrich an die Skizze des Menschen Moltke legt, wie er sich selbst ausdrückt.

Seeckts Buch über Moltke führt den Untertitel „Ein Vorbild“. Dort finden wir vom Denker Seeckt das Bekenntnis: „Der große Feldherr ist immer ein großer Mensch. Er kann das erste nicht sein ohne die Größe des Charakters. Wissen, Können, Gaben treten zurück gegen das Sein. Die Größe, das menschliche Maß entscheidet.“ —

Es ist nicht ohne inneren Zusammenhang, daß der Schöpfer und Baumeister der Reichswehr Werk und Leben des Generalfeldmarschalls v. Moltke als Vorbild hinstellt. Verwandtes zieht sich an. In der soldatischen und geistigen Haltung Seeckts ist eine gewisse Ähnlichkeit mit seinem großen Vorbild unverkennbar.

Der Sieger von Sedan war zugleich einer der umfassendsten Geister und der ersten Stilkünstler seiner Zeit.

Auch das Leben des großen preußischen Soldaten v. Seeckt erschöpft sich nicht und ist nicht allein zu erfassen im soldatischen Tun.

Seine Stellung als Chef der Heeresleitung war den besonderen Umständen der Zeit entsprechend vor allem auch eine politische. Und er hat diese politische Seite seiner großen Aufgabe mit weitem Blick erfaßt.

Zwar durchdrungen von Soldatentum, aber darüber hinausführend, weisen seine Schriften zu Höhen heller menschlicher Geistigkeit.

Noch wenige Tage vor seinem Tode erklangen in seinem Hause Bach und Mozart.

Von Blumen war er ein aufmerksamer Beobachter und inniger Freund.

Das alles läßt den General v. Seeckt bei noch so starker Betonung seiner militärischen Erscheinung und seiner im allgemeinen stillen Abgeschlossenheit als besonders reiche und tiefe Persönlichkeit empfinden. In der Besinnlichkeit eines beherrschten Gemütes, das, wie Clausewitz schreibt, „bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt", suchte und fand er den Ausgleich für harte Pflichterfüllung in erlesener Bildung, Kunst und Natur.

Wenn daher hier sein Leben und Wirken umrissen wird, soll dabei die fachwissenschaftliche Beurteilung seiner militärischen Fähigkeiten und Taten im einzelnen berufeneren Federn vorbehalten bleiben.

Es gilt vielmehr, das Gesamtbild seines Wesens auszumalen.

Dabei wird ein solches Gemälde den höchst lebendigen Gegenbeweis liefern gegen eine nur allzu leicht immer wieder vordringende Auffassung von dem preußischen Soldaten als „nur Haudegen" oder von der „einseitigen Bildung" des Offiziers.

Das Bild Seeckts soll uns im Gegenteil wieder lehren, daß alle wirklich großen Persönlichkeiten ein besonders feines Empfinden für die tiefen Werte und Werke menschlichen Geistes und menschlichen Gemütes besitzen und trotz aller Hingabe an den eigenen Beruf und strenger Pflichtauffassung nicht die Fähigkeit verlieren, im Moltkeschen Sinne „einen Baum wachsen zu sehen".

Der Verfasser.

Vorkriegszeit

Erste Jugend

Im Jahre 1866 stand der Königlich preußische Hauptmann Richard August v. Seeckt beim 11. Grenadier-Regiment in Schleswig.

Die Verhältnisse in der erst kurz zuvor von Dänemark eroberten Provinz waren für preußische Soldaten nicht ganz einfach. Die Stimmung gewisser Kreise war gegenüber den „Eroberern" in der preußischen Uniform teilweise noch recht feindlich.

Um so straffer war die Disziplin im Offizierkorps, um so fester schlossen sich die Offiziersfamilien der Garnison zusammen, um so inniger war das Familienleben der verheirateten Offiziere.

Richard v. Seeckt hatte eine Kusine gleichen Namens geheiratet. Sie waren beide der letzte Sproß ihres Familienzweiges.

Am 22. April 1866 schenkte die junge Frau Auguste v. Seeckt einem Knaben das Leben, der Hans Friedrich Leopold getauft wurde.

Hans v. Seeckt ist somit, da seinen zwei Brüdern nur ein kurzes Leben beschieden war, und er selbst kinderlos blieb, letzter Träger seines Namens gewesen. Kinder so naher Verwandter sind bisweilen in ihrer geistigen Entwicklung gehemmt oder besonders begabt. Jedenfalls hat das Schicksal über diesen Sohn verwandter Eltern ein Füllhorn guter Gaben ausgeschüttet, und es ist fast so, als habe es dem letzten Träger des Namens besonderen Glanz verleihen wollen.

Man kann nicht sagen, daß es in der Familie Seeckt Tradition gewesen sei, des Königs Rock zu tragen. Nur der Vater hat es, wie wir sehen werden, zu hohen militärischen Ehren gebracht.

Dem Vorfahren Friedrich Seeckt, Herrn auf Repzin und Möhrow in Pommern, wurde der Adelsstand am 20. Dezember 1786 zuerkannt. Woher die Familie ursprünglich stammt, ist nicht feststellbar. Ein Vermerk in der Adelsurkunde läßt auf ungarischen oder polnischen Ursprung schließen. Das Wappenbild von der Taube mit dem Ölzweig und der aufgehenden Sonne hat merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Wappen der ungarischen Familie der Grafen Széchényi. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß hier eine frühe Verbindung besteht, ohne daß darüber bestimmte Angaben möglich sind, weil die Quellen fehlen. Der verstorbene Generaloberst hat selbst davon gesprochen, daß der Name auf eine nordische Abstammung schließen lasse, da das Wort SEECK oft in Hinterpommern und in den baltischen Provinzen vorkomme. Jedenfalls fühlte er sich stark beeinflußt in seinem Blut von seiner einen Urgroßmutter, die eine schwedische Pfarrerstochter war und aus dem damals schwedischen Stralsund stammte.

Friedrich v. Seeckt war verheiratet mit Dorothea v. Geist.

Der Landbesitz hat der Familie nicht erhalten werden können, sondern wurde veräußert.

Das Geschlecht ist mit Hans v. Seeckt ausgestorben.

Aber der Name kann nunmehr in der Geschichte preußischen Soldatentums nicht vergehen.

Der letzte Träger hat ihm ewige Leuchtkraft gegeben . . .

Kaum war der Knabe geboren, als den Vater der Kriegsdienst in den Feldzug gegen Österreich rief.

In dem bescheidenen Quartier bei einem keineswegs deutschfreundlichen Hausbesitzer mußte Hauptmann v. Seeckt Frau und Kind zurücklassen. So rasch wurde infolge des Aufbruchs des Vaters die Taufe vollzogen, daß der spätere Schöpfer der Reichswehr sich lange Zeit darüber nicht im klaren war, ob sein Name ordnungsgemäß in das Taufregister eingetragen wurde. Erst bei einer Inspektionsreise als Chef der Heeresleitung konnte er sich davon überzeugen, daß die Eintragung richtig erfolgt war.

Seeckt schreibt darüber an einen Freund aus Nanking im Jahre 1934: „Es wird im Jahr 1924 oder 1925 gewesen sein, als ich eine Rundreise durch Schleswig-Holstein machte und mich selbst dabei in dem alten Kirchenbuch in Schleswig feststellte, so daß ich doch weiß, daß ich ordentlich getauft bin. Es war ein steter Spaß von meinem alten Vater zu behaupten, ich sei gar nicht richtig getauft, da in den damals beginnenden Mobilmachungswirren des Jahres 1866 für die Vornahme der Handlung nur ein alter Pastor emer. aufzutreiben war, der aus der Dänenzeit dortgeblieben war und nicht recht deutsch sprach . . .“

Der Vater mußte 1870 noch einmal in den Krieg ziehen und wurde bei St. Privat als Bataillonskommandeur im Alexander-Regiment verwundet.

Ihm war dann eine glänzende Offizierslaufbahn beschieden.

Er war Regimentskommandeur in Detmold, Divisionskommandeur in Straßburg i. Els. und zuletzt Kommandierender General des 5. Armeekorps in Posen.

Er starb als General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterie-Regiments 16 am 15. März 1909.

Die Mutter überlebte den Vater um 10 Jahre.

Seeckt hat mit großer Liebe an seinen Eltern und mit besonderer Verehrung an seiner Mutter gehangen, die eine vornehme, in ihren Tiefen gütige Frau war, aber als echte preußische Offiziersgattin den Sohn zu strenger Pflichtauffassung und zu Härte gegen sich selbst erzog.

Der General hat selbst gelegentlich einem Freunde erzählt, wie seine Mutter ihm, als er ihr beim Verbinden einer verletzten Angestellten, die stark blutete, helfen sollte und durch diesen Anblick einer Ohnmacht nahe war, eine kräftige Ohrfeige versetzt hat, um ihn zu lehren, seine Schwäche zu überwinden.

Entsprechend dem Garnisonwechsel des Vaters besuchte Seeckt verschiedene Schulen. So das Gymnasium in Detmold und dann das protestantische Gymnasium in Straßburg, wo er das Reifezeugnis erwarb.

Er hat selbst von humanistischer Bildung viel gehalten. Sie hat ihm bei seinen häufigen Reisen und bei der Verfolgung seiner persönlichen Interessen gute Dienste geleistet.

In seinem 1935 erschienenen Aufsatz über „Offizierserziehung“*) sagt er in Verbindung damit außerordentlich Beachtenswertes.

„Die Gründe dafür“, heißt es dort u. a., „daß vom Offizier ein Mindestmaß allgemeiner Bildung zu verlangen ist, sind rein aus dem militärischen Erfordernis abgeleitet, dreifache. Der Offizierstand erfordert für sein Ansehen in der Umwelt und im Gebäude des Staates einen bestimmten Grad wissenschaftlicher Bildung. Ein solches Ansehen ist für die Persönlichkeiten, welche zu verantwortlichen — und hier wie verantwortlichen! — Lehrern und Führern berufen sind, notwendig, und es ist — das ist gar nicht zu leugnen — mit dem Besitz einer dem Durchschnitt des Gesamtvolkes überragenden Bildung verknüpft. Die Achtung vor der Bildung liegt tief im Volksempfinden verankert, gewiß nicht in dem Sinn, daß der Allergebildetste als der wahre Führer des Volkes etwa empfunden würde, aber doch insofern, als höhere Bildung eine gewisse gefühlsmäßige Hochachtung erzeugt. Hieraus ergibt sich der zweite Grund für die Notwendigkeit einer gehobenen Bildung des zum Offizier berufenen jungen Mannes. Er bringt mit dieser eine — gewiß nicht die wichtigste — Voraussetzung für die ihn als Lehrer und Schüler notwendige Autorität über seine Schüler und Untergebenen mit. Das Gefühl der eigenen höheren Bildung hebt und befestigt das Selbstbewußtsein des zum Vorgesetzten Bestimmten. Zugleich sieht der weniger gebildete Untergebene in ihm einen Mann, von dem er auch in allgemeiner Bildung etwas lernen kann, und wird sich seinem ihn fördernden Einfluß nicht entziehen. In der Menge der Menschen steckt der Wunsch nach Hebung der eigenen Bildung, und wer ihm bei diesem Streben Vorbild und Helfer ist, wird sein Vertrauen erwerben. Daß hierfür das Sein und das Können bestimmender ist als das Wissen, ist ebenso

*) Aufgenommen in „Generaloberst v. Seeckt, Gedanken eines Soldaten“, Verlag v. K. F. Köhler, Leipzig.

fraglos wie der Wert des Wissens dadurch nicht herabgedrückt wird. Der dritte Grund für die Notwendigkeit eines Mindestmaßes von Wissen ist rein praktischer Natur. Die Verfeinerung des Kriegshandwerkes, seine Durchsetzung mit wissenschaftlichen und technischen Elementen macht eine gewisse allgemeine Bildung notwendig als Grundlage für die Ausübung des Berufes in allen Führerstellen. Es liegt außerdem in dem Zwang zur Erreichung eines bestimmten Bildungsgrades ein erzieherisches Moment. Das Lernen an sich, neben dem Erwerb des notwendigen positiven Wissens, schärft die Geisteskräfte und stählt den Willen. Es gilt an die Erreichung eines Zieles, hier an die Aneignung eines bestimmten Grades an Bildung, die nötigen Kräfte zu setzen. Dadurch wird, gerade bei dem Schwächeren, der Wille angespannt, der Charakter entwickelt. So wird Bildung zugleich Erziehung, und in der Erreichung des gesetzten Zieles liegt bereits eine gewisse Sicherheit für vorhandene Energie.“

Diese Ausführungen leuchten zugleich tief in die Auffassung Seeckts über das Verhältnis des Charakters zur Leistung im allgemeinen hinein. Da für ihn immer der Charakter entscheidet, stellt er bei aller Bewertung der Bildung die Erziehung voran, weil durch sie der Charakter „geweckt, gefestigt und entwickelt“ wird.

So ist bei der Beantwortung der Frage „Bildung oder Erziehung?“ für ihn die Erziehung das Ausschlaggebende, die Bildung die Voraussetzung. Im Rahmen dieser Voraussetzung jedoch tritt er für ein möglichst hohes Maß von Bildung ein.

Noch etwas anderes zeigen diese Ausführungen deutlich, nämlich wie Seeckt in seinen Gedanken und Veröffentlichungen immer wieder aus eigenstem Erleben schöpft und wie klar und konstruktiv er seine eigenen Erfahrungen geistig verarbeitet.

Was nun seine Ansicht über humanistische Bildung im besonderen betrifft, so findet sich in Freundeshand Abdruck eines Grußes an das humanistische

Gymnasium zu Karlsruhe zur Feier seines 350jährigen Bestehens, den Seeckt als Generaloberst an diese Schule gerichtet hat.

Dieser Gruß, wie er ihn nennt, zugleich Ausdruck seiner Dankbarkeit für die ihm zuteil gewordene humanistische Bildung, ist so vollendet im Stil, so lebensweise und so voll von lebendiger Beziehung zu seinem soldatischen Berufe, daß er eine Wiedergabe an dieser Stelle wünschenswert erscheinen läßt, zumal er bisher nicht veröffentlicht worden ist.

Der Gruß lautet:

„Ich sende dem Gymnasium zu seiner Feier meinen nachbarlichen Gruß und wünsche ihm noch viele Jahre des Bestehens und Wirkens.

Dem, der von den Höhen des Schwarzwaldes den Blick über die weite, fruchtbare Rheinebene schweifen läßt, grüßt von drüben her der Münsterturm der alten deutschen Stadt Straßburg. Unter diesem Wahrzeichen steht, der Karlsruher Schule an Alter und Ehren gleich, das Gymnasium Protestanticum, dessen Schüler ich vor mehr als 50 Jahren war. Daraus nehme ich das Recht, heute trotz aller Wandlungen der Zeiten als Nachbar das alte Gymnasium Illustre im Badischen Land zu grüßen.

Dieser Gruß ist zugleich ein Zoll der Dankbarkeit für das, was die humanistische Schule und Bildung dem deutschen Volk und in ihm auch mir gegeben haben. Daß dieser Dank des einstigen Gymnasiasten erst nach Ablauf so vieler Jahre hier ausgesprochen wird, kann, so glaube ich, seinen Wert nicht mindern, sondern erhöht ihn vielleicht. Erst wenn man auf ein langes Leben kritisch zurückblicken kann, wird man die Einflüsse, die dies Leben bestimmend formten, richtig einschätzen. Erst das Alter dankt bewußt und bescheiden für das, was die Jugend in seinem Wert nicht erkennen konnte, oft als Last und Kette empfand.

Die humanistische Bildung vereint Altersweisheit und Jugendfrische. Sie legt, vielen unbewußt, und ebenso vielen unverständlich, den sichersten Grund für nationale Gesinnung. Der humanistische Geist hat ebenso den Wert der

Einzelpersönlichkeit erkannt und ihre Verantwortungsfreude vertieft, wie er den Menschen als bewußtes Glied der Gemeinschaft einordnet. Er lehrt den Stolz, ein Mensch zu sein und auf diesem Grund sich als Mitglied einer Volksgemeinschaft zu fühlen. Er lehrt, daß berechtigter Stolz verpflichtet. Das Menschenleben ist ein kostbares Gut. Aber wertvoller als das Leben ist die erfüllte Pflicht. Die humanistische Bildung bietet sich nicht leicht dar. Sie will in heißem Kampf erworben sein. Sie ist ganz von olympischem Geist erfüllt, dem Geist des freien Wettkampfes der Tüchtigen. Über das Stadion der Läufer und Springer ragt helleuchtend das Standbild der Pallas Athene. Die humanistische Schule ist mit ihren hohen Anforderungen eines der hervorragendsten Mittel zur Auswahl der Besten, zur Führerauswahl.

Es ist nicht Zufall, daß, je mehr sich das Kriegsheer zur Volkserziehungsstätte wandelte, es um so höhere Anforderungen an die Bildung seiner Führer stellte. Damit wurde das humanistische Gymnasium zu einer der wertvollsten Vorbereitungsanstalten für den Offizier. Die Frage, was das Gymnasium denn dem werdenden Soldaten an praktisch brauchbarer Vorbildung für den erwählten Beruf mitzugeben habe, ist töricht. Der Frager weiß nicht, daß das Wissen an sich und mehr noch das Ringen um das Wissen den Charakter entwickelt, und daß es der Charakter ist, der den Führer macht. Die beiden größten militärischen Lehrer der neueren Zeit, Clausewitz und Schlieffen, sind durchaus von humanistischem Geist erfüllt. An die Führer des Volkes, und damit an die Offiziere als die Führer in der Zeit höchster Gefahr müssen die größten Anforderungen gestellt werden. So soll man ihnen auch die besten Möglichkeiten zur Entwicklung von Geist und Charakter bieten. Das humanistische Gymnasium, dem Deutschland schon so viel verdankt, kann auch dieser Aufgabe gerecht werden.

So wünsche ich dem Gymnasium zu Karlsruhe reiches, langes Blühen und mit ihm den Idealen der deutschen humanistischen Bildung den Sieg über Unverstand und Vorurteil."

So gewinnt Seeckt durch die ihm zuteil gewordene Erziehung eine geistige Haltung, die ein anderer großer deutscher Soldat, Scharnhorst, als wünschenswerte Bildung für den Offizier bezeichnet.

Und seine Gedanken treffen sich mit denen Goethes, der sagt: „Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat der gebildete Soldat."

Offizierslaufbahn und Leben bis zum Kriege

Am 4. August 1885, also 19jährig, beginnt Hans v. Seeckt seine militärische Laufbahn als Fahnenjunker bei der 5. Kompanie des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1, bei dem auch sein Vater gestanden und gekämpft hat.

Am 15. Januar 1887 wird er hier „Secondlieutenant".

Es war eine Zeit, in der die Lebenshaltung des deutschen Offiziers bescheiden und anspruchslos und tagsüber fast ganz ausgefüllt war durch den Dienst, der sehr zu Unrecht in manchen Kreisen als „Kommiß" bespöttelt wurde.

Diesem „Kommiß" hat Preußen die Siege von 1864, 1866, 1870/71 und Deutschland die Kaiserkrone mit zu verdanken.

Die preußische Garde hat sich auch später von jenem luxuriösen Leben, in das manche „feudale" Regimenter verfielen, und das Wilhelm II. immer wieder in Befehlen und Erlassen geißelte, bewußt und stolz ferngehalten.

So waren die ersten Offiziersjahre Seeckts von jener herben soldatischen Luft erfüllt, in der die Ehre, des Königs Rock tragen zu dürfen, von dem jungen Leutnant manche Entbehrung forderte.

Der Berliner Leutnant, der abends bei Brot und Wurst durch Lektüre seine allgemeine Bildung erweiterte, während er andererseits in seiner schmucken

Secondlieutenant-Uniform gesellschaftlich ein gern gesehener Gast war, stellte einen ebenso charakteristischen wie sympathischen Typus dar.

Seeckt selbst war allerdings als Sohn nicht unvermögender Eltern recht gut gestellt. Aber der ganze Zuschnitt des Lebens war damals einfacher als in den letzten Jahren vor dem Kriege, und wer Sinn für Kunst und Musik besaß, konnte mit verhältnismäßig geringen Mitteln seine Kenntnisse in dieser Hinsicht erweitern.

So hatte Seeckt schon damals reichlich Gelegenheit, seinen ausgesprochenen künstlerischen Interessen nachzugehen, soweit ihn seine anstrengende Arbeit und eine kultivierte Geselligkeit, der er sich gern hingab, Zeit ließen.

Denn Seeckt arbeitet von 1893 bis zum Sommer 1896 auf der Kriegsakademie, der Vorschule für diejenigen strebsamen jungen Offiziere, die sich auf die Laufbahn im Großen Generalstab vorbereiten.

In der Wintersaison 1892/93 lernt er Dorothea Fabian, die temperamentvolle und geistig lebhafte Tochter einer bekannt schönen Mutter kennen und lieben. Diese Mutter war die Enkelin des Philosophen und Dichters Ernst Moritz Arndt und wurde im Hause ihrer Großmutter, der Schwester des Philosophen Schleiermacher, in Bonn erzogen. Die Fabians bewohnten das vornehme Haus Lichtensteinallee 2 a am Tiergarten, dasselbe Haus, in dessen erstem Stock Seeckt zuletzt Wohnung genommen hat und gestorben ist.

Fabian, sehr geachtet und wohlhabend, hätte unter anderen Umständen vielleicht Bedenken gehabt, einem verhältnismäßig so jungen Offizier seine Adoptivtochter anzuvertrauen. Er besaß aber Blick für Persönlichkeit und Charakter und gab sein Jawort, als der Secondlieutenant v. Seeckt um die Hand der Einundzwanzigjährigen anhält, die am 3. Dezember 1872 in Frankfurt a. d. O. geboren wurde.

Am 3. Juni 1893 findet in der Alten Garnisonkirche zu Berlin die Trauung statt.

Der Zufall will es, daß die Nachricht von dem bestandenen Examen für die Aufnahme in die Kriegsakademie am Hochzeitstage eintrifft.

So kann Seeckt, doppelt beglückt, sich auf die Hochzeitsreise begeben, um dann im Hause Sigmundshof 2, auf der anderen Seite des Tiergartens, seine Zelte als junger Ehemann aufzuschlagen.

Seine durch die Heirat noch verbesserten finanziellen Verhältnisse ermöglichen ihm während seines jährlichen Urlaubs Reisen in fremde Länder, die er mit der Gattin unternimmt, so nach Paris, Rom, an die Riviera, Ägypten, in die Wüste und bis tief hinein nach Indien. Reisen, die dem stets für alle Eindrücke aufnahmebereiten Offizier den Blick weiten und schärfen und ihm jene Kenntnis der Mentalität fremder Nationen verschaffen, die ihm später so wertvolle Dienste leisten sollte.

Er wird außerdem in die Lage versetzt, sich Pferde zu halten und sich in der edlen Kunst des Reitens auszubilden, die ihm auch zu Pferde eine elegante und ruhige Sicherheit verleiht.

Seeckt ist sein ganzes Leben hindurch ein passionierter Reiter gewesen.

Dieser Passion kann er sich allerdings erst als Hauptmann widmen. Denn einstweilen nimmt die Kriegsakademie und später der Große Generalstab seine Zeit voll in Anspruch.

Am 27. Januar 1894 wird er zum Premierlieutenant befördert.

Als er die Nachricht durch seinen Burschen dem Schwiegervater übermitteln läßt — Telephon gab es damals nur sehr vereinzelt — quittiert dieser die Meldung erfreut mit der Übersendung von zwei Flaschen Pommery.

Bis zum Sommer 1899 bleibt das junge Ehepaar in Berlin wohnen.

Im Sommer 1896, nach Schluß der Übungsreise der Kriegsakademie, muß Seeckt, wie üblich, auch bei anderen Waffengattungen Dienst tun und wird auf einige Monate zum Ulanenregiment Prinz August von Württemberg Nr. 10 kommandiert.

Dann erfolgt, am 22. März 1897, seine Versetzung in das Garde-Grenadier-Regiment Nr. 5 unter gleichzeitiger Kommandierung zur Dienstleistung beim Großen Generalstab.

Zwei Jahre später, am 25. März 1899, wird er, wie es technisch heißt, „als aggregiert zum Generalstabe der Armee versetzt". Damit ist er Generalstabsoffizier und darf die karmesinroten Streifen auf der Hose tragen. Als Kuriosum sei erwähnt, daß außer ihm zu jener Zeit nur noch ein Oberleutnant diese Streifen trug. Die für eine so niedrige Charge frühe Aufnahme in den Generalstab läßt daher schon damals auf besondere Befähigung schließen.

Der junge Generalstäbler kommt nun zum Generalstabe des 17. Armeekorps nach D a n z i g, wohin er am 3. Juli 1899 mit seiner Gattin übersiedelt.

Der Kommandierende des Korps ist der wegen seiner „Deutlichkeit" gefürchtete General August Lentze. Aber Seeckt weiß sich sofort beim Antritt seines Dienstes auch diesem bärbeißigen Chef gegenüber eine Stellung zu verschaffen. Seine Herrennatur setzt sich schon hier durch. Angst vor Vorgesetzten kennt er nicht. Kriecherei verachtet er. Gestützt auf seine fleißig erworbenen Kenntnisse und sein Wissen kann er sich überall behaupten und hat es nicht nötig, um die persönliche Gunst eines Vorgesetzten zu werben.

Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb war der Hauptmann v. Seeckt bei seinem General so beliebt, daß dieser sich fast unter Tränen von ihm verabschiedet, als Seeckt nach Düsseldorf versetzt wird.

Einen für den General und Seeckt gleichermaßen bezeichnenden Vorfall pflegte letzterer selbst zu erzählen. Als der General bei einer Regimentsbesichtigung, während das Regiment schon ausgeschwärmt war, mit seinem I b über das Exerzierfeld ritt und in die Nähe eines ziemlich breiten Wassergrabens gelangt war, fragte er: „Herr Hauptmann, sehen Sie diesen Wassergraben?" Seeckt, der sofort wußte, was sein Vorgesetzter erfahren wollte, nämlich ob die Grabenränder für einen Sprung mit dem Pferde fest genug oder morastig waren, setzte zum Galopp an und sprang. Sein Vollblüter kam auch hinüber, rutschte jedoch mit den Hinterbeinen von dem weichen Rande in den Graben. Seeckt sprang ab, half dem Pferd heraus, ordnete sein Sattelzeug und stieg wieder auf, um jenseits am Graben entlang zu reiten, während der General

auf der anderen Seite entlang ritt, bis der Graben sich verlief und beide Reiter zusammen den Weg fortsetzen konnten. Das alles geschah wortlos.

Als am Abend nach der Besichtigung alle Offiziere im Kasino versammelt waren und bei der Suppe das übliche ehrfurchtsvolle Schweigen und Warten auf die goldenen Worte des hohen Vorgesetzten herrschte, sagte Lentze plötzlich mit erhobener Stimme, auf Seeckt zeigend: „Der Hauptmann da ist heute morgen in den Wassergraben gefallen." — —

Schon bemitleidete die Tafelrunde Seeckt ob der vermeintlichen Rüge und sah ihn bereits als halb erledigt an — Seeckt selbst verzog keine Miene —, als der General fortfuhr: „Wenn er nämlich nicht hineingefallen wäre, so wäre sein kommandierender General hineingefallen."

Worauf Seeckt natürlich von allen Seiten zugetrunken wurde.

Wenn man mit seinen alten Kameraden aus dieser seiner Generalstabszeit spricht, so ergibt sich bereits das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit, die nach unten und oben Achtung erzwingt und auch im Kreise der Kameraden eine Reserviertheit erkennen läßt, die plumpe Vertraulichkeiten fernhält und sein inneres Wesen für die Allgemeinheit schon früh unnahbar macht.

Man findet bisweilen gerade bei reichen, warmherzigen und sensiblen Naturen, daß sie nach außen hin eine betont kühle Mauer errichten. Es ist die unwillkürliche Scheu solcher Naturen davor, Fremde in den stillen Garten ihres Wesens blicken zu lassen. Wem aber das Tor zu diesem Garten erschlossen wird, der steht dann überrascht und bewegt vor seinem Reichtum und seiner Wärme. Denn alle, die Seeckt im Leben nähergestanden haben, betonen immer wieder, wie aufgeschlossen und mitteilsam, ja fast jungenhaft losgelassen er in intimem Kreise sein konnte.

Diesen beiden Grundlinien seines Wesens, der kühlen Distanz der Allgemeinheit gegenüber, die allmählich fast zu einer Maske wurde und ihm später den Beinamen „Sphinx" eintrug, und der großen Wärme einer durchaus künstlerischen Persönlichkeit, die sich nur wenigen offenbarte, werden wir in dem Leben Seeckts immer wieder begegnen.

Für die Sicherheit seines Auftretens und seine großzügige Beurteilung anderer Menschen gibt es schon aus der Zeit vor dem Kriege manche Beispiele. So berichtete Generalleutnant v. Cramon dem Verfasser aus seinen Erinnerungen an Seeckt, wie er als dessen Kamerad im Großen Generalstab gemeinsam mit ihm an den Generalstabsreisen teilnahm, auf denen die knappen und plastischen Vorträge Seeckts immer besonders interessant waren.

„Ich erinnere mich noch heute", erzählt Exzellenz v. Cramon, „an den Vortrag Seeckts bei der Besichtigung des Geländes von Weißenburg und Wörth über die berühmte Schlacht. Seeckt, der mit allen Einzelheiten des Geländes und der Geschichte der Schlacht vertraut war, hielt einen so fesselnden Vortrag, daß er mir als einer der besten, die ich gehört habe, im Gedächtnis blieb. Als wir nach dem Dienst im kameradschaftlichen Kreise das Abendessen einnahmen, wobei der damalige Chef des Generalstabes, v. Moltke, bald diesen, bald jenen Offizier an seine Seite bat, lud mich Seeckt, der zufällig mit mir an einem kleinen Tisch saß, zu einer Flasche Champagner ein. Als nun ein Ordonnanzoffizier glaubte, Seeckt darauf aufmerksam machen zu müssen, daß im allgemeinen Bowle getrunken würde, und der Chef des Generalstabs an dem Sekttrinken Anstoß nehmen könnte, antwortete ihm Seeckt: „Sie scheinen mir doch unseren Chef sehr zu unterschätzen, wenn Sie glauben, daß er sich um solche persönlichen Dinge kümmert. Ihm ist das gänzlich gleichgültig, was hier getrunken wird. Prost!"

Mit diesem kleinen Intermezzo, das 1908 stattfand, habe ich ein wenig vorgegriffen. Vorerst, am 1. Oktober 1899, wird Seeckt in Danzig zum Hauptmann befördert. Dann wird sein Generalstabsdienst durch das übliche Frontkommando unterbrochen. Und zwar tut er 1902 bis 1904 beim Füsilierregiment Nr. 39 in Düsseldorf Dienst, wo er eine Kompanie führt.

Eine Urlaubsreise führt ihn nach der Riviera und Paris.

Am 25. Juli 1904 wird er zum Generalstabe der 4. Division in Bromberg überwiesen. Hier nimmt er an einem besonders regen Reiterleben teil. An die Bromberger Zeit dachte Seeckt immer mit besonderer Liebe zurück.

Nur dort ist es ihm vergönnt gewesen, einen eigenen hübschen Garten und einen tüchtigen Gärtner zu haben. Von den Rosen dieses Gartens sprach er oft.

1905 reist er mit seiner Gattin nach Ägypten und Luxor. 1906, während des Urlaubs, nach Algier, zur Oase Biskra, und weiter in die Wüste hinein. Solche Reisen waren damals beschwerlicher, aber viel romantischer als heutzutage. So durchquerte man die Wüste nicht im Auto, sondern zu Pferde. Drei herrliche Berberschimmel standen Seeckt zur Verfügung. Interessant ist, daß die französischen Offiziere auf den Stationen in der Wüste zwar korrekt waren, aber sich sonst völlig ablehnend verhielten und kaum grüßten. Aus der Wüste nach Biskra zurückgekehrt, fiel es Frau v. Seeckt auf, daß ihr Mann besonders eifrig in den Zeitungen der nachgesandten Post blätterte. Als sie dann am Abend bei Tisch saßen, hob Seeckt plötzlich sein Glas und trank seiner Frau mit den Worten zu: „Zum Wohle, Frau Major!"

Er hatte seine Ernennung vom 17. November 1906 in der Zeitung gelesen.

Von Ende 1906 bis zum April 1909 ist er wieder in der sogenannten „Großen Bude" in Berlin tätig.

Zwischendurch tritt er Ende 1907 eine sechsmonatliche Urlaubsreise nach Indien und Afghanistan an. Diese Reise machte auf Seeckt einen starken Eindruck. Immer wieder konnte er davon erzählen, und die Vertrautheit mit dem Geist des Orients kommt ihm später bei seinem Kommando in der Türkei und seiner Tätigkeit in China sehr zustatten. Wir werden seine geistige Einstellung zu den Dingen im Orient noch an Hand persönlicher Briefe aus China verfolgen können.

Am 6. April 1909 kommt er zum Generalstab des II. Armeekorps nach Stettin, um drei Jahre später, am 20. Februar 1912, wieder Frontdienst als Bataillonskommandeur des schönen Badischen Leibgrenadier-Regiments in Karlsruhe zu tun, wo sich das Ehepaar Seeckt besonders wohl fühlt und viele persönliche Beziehungen anknüpft.

Vorher, 1911, nach dem Kaisermanöver, war noch eine Reise nach Rom unternommen worden, das in längerem Aufenthalt gründlich studiert wurde.

Bei solcher Gelegenheit pflegte Seeckt sich in die Geschichte und insbesondere in die Kunstgeschichte des Reiselandes zu vertiefen. Diese Studien in Verbindung mit einem ausgezeichneten Gedächtnis verschafften ihm ein ganz erstaunliches Wissen. So kannte er fast alle Grabdenkmäler der Päpste und ihre einzelnen Wappen. In seinem Nachlaß befinden sich u. a. in einem Buch über die Päpste Notizen von seiner Hand in der charakteristischen steilen kleinen Schrift, die sehr ins Detail gehen, Hinweise und Vergleiche enthalten.

Am 4. April 1913 wird er als Oberstleutnant wieder nach Berlin zurückversetzt und tritt als Stabschef an die Spitze des Generalstabs des III. Brandenburgischen Armeekorps, das von General v. Lochow befehligt wird.

Nur ein Friedensjahr ist ihm in dieser Stellung vom Schicksal bestimmt.

Dann bricht der Weltkrieg aus.

In gleicher Eigenschaft zieht Seeckt unter General v. Lochow mit den Brandenburgern ins Feld.

Er ist nun 29 Jahre Soldat, ein „hochbegabter und gründlich durchgebildeter Generalstabsoffizier", wie ihn General v. Lochow selbst beurteilte*).

Jetzt wird er zeigen, wie sich Erziehung und Ausbildung, Charakter und Persönlichkeit im Ernstfalle bewähren.

---

*) Mitteilung des Generals d. Infanterie v. Lochow an Wolfgang Foerster in: Generaloberst v. Seeckt, ein Erinnerungsbuch, Verlag von E. F. Mittler & Sohn, Berlin.

Im Weltkrieg

Erste Erfolge im Westen

Das Stahlgewitter des Krieges ist losgebrochen. Unaufhaltsam, in beispiellosem Siegeszuge stößt die erste Armee unter General v. Kluck, die prachtvolle Kavalleriedivision von der Marwitz voran, durch Belgien nach Nordfrankreich vor.

Schon erkennen deutsche Reiterpatrouillen durch den Waldgürtel nordöstlich von Paris vorsprengend die Silhouette des Eiffelturmes.

Das III. Korps gehört zu der Armee Kluck.

In dem dahinbrausenden, alles niederreißenden Strom dieser Armee ist es eine eiserne vorrollende Welle. Was sich in den Weg stellt, wird geworfen. Vorrücken und Gefechte Tag für Tag, bis der feindliche Widerstand am 23. August sich bei Mons verdichtet.

Aber auch diesen hat das III. Korps in zwei Tagen fortgeschwemmt.

Am 26. August hat es sich schon 50 km weiter bis Le Cateau vorgearbeitet. Auch hier erficht es einen bemerkenswerten Sieg unter der ruhigen und festen Führung des Generals v. Lochow und seines Generalstabschefs v. Seeckt.

Weiter stürmen die Brandenburger nach Süden. Immer weiter bis an die Marne. Die Marschleistungen des Korps am rechten Flügel der I. Armee sind nach normalem Maßstab gemessen kaum zu fassen.

Dann geschieht das Unbegreifliche an der Marne. Der Befehl zum allgemeinen Rückzug wird gegeben.

Es ist die große Wende im Kriege an der Westfront.

Hatte bisher das Siegesbewußtsein Führung und Marschtritt der Armee beflügelt, so folgt nun das bittere und viel schwierigere Manöver eines ge-

ordneten Rückzuges. Im Rahmen der 1. Armee muß das III. Korps zurück. Zurück bis hinter die Aisne. Hierbei gelangt es an den linken Flügel der 1. Armee.

Nun erstarrt die Front. Der Stellungskampf beginnt.

Während des Bewegungskrieges hatte sich dem Generalstabschef des III. Korps wenig Gelegenheit geboten, in operativer Hinsicht eigene Gedanken zur Ausführung zu bringen, da das Korps seine Befehle vom Armee-Oberkommando erhielt.

Dennoch ist die Tätigkeit Seeckts innerhalb seines Befehlsbereiches nicht gering zu werten und läßt Rückschlüsse auf eine besondere Klarheit in allen Anordnungen und eine durch nichts zu erschütternde Ruhe in der Beurteilung der Lage zu.

Das „klare Urteil über strategische Verhältnisse und deren Zusammenhänge" bestätigt ihm sein kommandierender General in den bereits zitierten Mitteilungen.

Hier wird auch darauf hingewiesen, daß in dem folgenden Stellungskriege an der Aisne, bei dem das Korps eine wenig günstige, fast 30 Kilometer lange Front zu verteidigen hatte, die Korpsführung größere Selbständigkeit zeigen konnte.

Ob Seeckt bei den siegreichen Gefechten an dieser Front bei Vailly (31. Oktober) und Soupir (2. November) eine neue Taktik erfunden hat, oder ob er nur schon bekannte Dienstvorschriften geschickt zur Anwendung brachte, ist eine Frage für Kriegswissenschaftler. Sie scheint hier für unsere Zwecke müßig zu sein.

Es genügt die Feststellung Lochows, es sei hier „zum erstenmal der Beweis geliefert worden, daß es auch mit den damaligen Kampfmitteln durchaus möglich war, stark ausgebaute Stellungen bei richtiger Vorbereitung zu nehmen. Diese Erkenntnis sei in jenen Tagen freilich noch nicht wesentlich über den Rahmen des Korps hinausgedrungen."

Als Major im Generalstab

Einen weiteren entscheidenden, wenn auch räumlich begrenzten Erfolg hat die Korpsführung, also Lochow und Seeckt, Mitte Januar durch den sogenannten Einbruch bei Soissons. Hier gelingt es, die angreifenden Franzosen zurückzuwerfen und darüber hinaus durch einen von Seeckt schon früher vorbereiteten Vorstoß gegen die Hochfläche von Vregny die deutsche Stellung stark zu verbessern.

Aus diesem Kampf wird durch die Erzählung eines Augenzeugen ein Momentbild entworfen, das für Seeckt typisch ist.

Ein Bauernhof mitten im Gefecht. Heulende Granaten. Donner der Geschütze. Gefangene werden eingebracht. Ordonnanzen jagen mit Meldungen zur Gefechtsleitung und werden mit Befehlen entsandt. Im Lärm und Getümmel steht auf einer Sektkiste, auf der der Name Mumm Cordon Rouge noch zu entziffern ist, ruhig und gelassen der Generalstabschef, das Monokel eingeklemmt, das er damals noch vor dem rechten Auge trug. Plötzlich ein Heulen in der Luft, ein ohrenbetäubendes Krachen. Eine Granate schlägt in den Hof. Wirbelt Dreck und Steine hoch. Gefangene schreien auf, Pferde reißen sich los. Für einen Augenblick herrscht wildes Chaos. Als sich der Qualm und Rauch verzieht, sieht man Seeckt unbewegt auf seiner Kiste stehen. Mit lässiger Handbewegung knipst er sich hochgespritzten Dreck von dem Johanniterzeichen auf seiner Felduniform . . .

Bei allen diesen Gefechtshandlungen zeigt sich Seeckt als hervorragender Organisator und Meister der Vorbereitung. Es wird schon in Umrissen das Geheimnis seiner späteren Erfolge in Galizien und Serbien sichtbar: die durch nichts beirrbare Gründlichkeit solcher Vorbereitung. Er ist kein Glücksritter, der sich auf die launische Göttin der Kriegsgunst verläßt. Bis in jede Einzelheit wird die Lage überprüft, werden alle Möglichkeiten durchdacht, werden alle Hilfsmittel bereitgestellt, bevor der Befehl zum Angriff erfolgt. Daher auch die Sicherheit in der Führung, die Kaltblütigkeit, mit der veränderten Lagen Rechnung getragen wird.

Die Fähigkeiten Seeckts ziehen die Aufmerksamkeit der Obersten Heeresleitung auf sich. General v. Falkenhayn, der gerade im Begriff ist, das neue Armeeoberkommando 11 aufzustellen, das zu besonderer Verwendung dienen soll, holt sich Seeckt als Generalstabschef für diese Armee und betraut ihn mit der Aufgabe, Vorschläge für eine große Durchbruchsoperation im Westen auszuarbeiten, bei der die 11. Armee als besondere Stoßtruppe dienen soll.

Aber bevor solcher Plan in die Tat umgesetzt werden kann, erfordert die Lage im Osten eine andere Verwendung des Armeeoberkommandos 11 und damit auch Seeckts.

Der Durchbruch von Gorlice-Tarnow

Der gewaltige Aufbruch der vereinten österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen von den Ufern des Dunajec und der Biala auf dem westgalizischen Kriegsschauplatz, der zu einem Durchstoß der russischen Front in großem Ausmaß bei Gorlice-Tarnow führte, ist eines der bedeutendsten militärischen Ereignisse in der Geschichte des Weltkrieges.

Erdacht und angelegt wurde der geniale Plan vom österreichisch-ungarischen Generalstabschef Conrad v. Hötzendorf und dem deutschen General v. Falkenhayn. Für die Ausführung verantwortlich waren Generaloberst v. Mackensen mit seinem inzwischen zum Oberst beförderten Generalstabschef Hans v. Seeckt.

Der große Sieg im Osten, der eine Wende der Kriegslage darstellt, flicht Lorbeer um die vier Namen.

Von diesem Kriegsereignis gibt es eine ganze Literatur an Kommentaren. Dabei ist ein Streit um die Frage entstanden, ob dem Österreicher Conrad oder dem Deutschen Falkenhayn das größere Verdienst an der Urheberschaft des Planes beizumessen ist.

Die Frage ist für uns unwichtig, da sie die Person Seeckts und seine militärische Aufgabe nicht berührt. Im übrigen dürfte sie durch die ungemein aufschlußreichen Aufzeichnungen des Generalmajors Max Hoffmann — einer der bedeutendsten Köpfe im deutschen Generalstab während des Weltkrieges — und durch das ebenso sachliche wie vornehm gehaltene Buch des Generalleutnants v. Cramon endgültig entschieden sein.

Cramon, der bevollmächtigte General der deutschen Obersten Heeresleitung beim österreichisch-ungarischen Armee-Oberkommando, durch dessen Hand die telegraphischen und schriftlichen Unterhaltungen zwischen Conrad und Falkenhayn über den Angriffsplan gegangen sind, ist in der Tat berufen, „die Wirklichkeit sprechen zu lassen“*).

Er beantwortet die ganze Frage in folgenden plastischen Sätzen: „An den Tatsachen läßt sich nicht viel rütteln und herumdeuteln. Conrad hat der OHL. Gorlice als Angriffspunkt bezeichnet und nicht die OHL. ihm. Conrad, der über Truppen nicht verfügte, dachte dabei nur an eine Entlastung der Karpathenfront. Falkenhayn verfügte über Truppen, bestimmte die Höhe des Einsatzes und damit die Tragweite des Sieges. Beide haben ihren Anteil an Gorlice-Tarnow und neben ihnen alle, die dort gekämpft und geblutet haben**)“.

Wichtiger als dieser Streit um die Vaterschaft ist die Tatsache, daß bei den österreichischen Verbündeten eine gewisse Mißstimmung gegen die deutsche OHL. herrschte, weil dieser Umstand die Schwierigkeit der Stellung Mackensens und seines Generalstabschefs beleuchtet, dem ja nicht nur die 11. deutsche Armee, sondern auch die 4. und später die 1. K. u. K. Armee unterstellt wurden. Es ist begreiflich, daß bei den Österreichern eine gewisse Eifersucht im Hinblick auf die deutsche Führung des gemeinsamen Unternehmens aufkam. Die Frage der Gesamtleitung wurde so geregelt, daß Conrad die Direk-

*) Generalleutnant v. Cramon: „Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn“, Verlag für Kulturpolitik.

**) Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn, Seite 101.

tiven ausgab, aber bei wichtigen Entschlüssen das Einverständnis der deutschen OHL. einzuholen hatte.

Wenn nun jemand geeignet war, die komplizierten Befehlsverhältnisse bei diesem gemeinsamen Unternehmen der Verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen taktvoll zu meistern und sich auch bei unseren Bundesgenossen Sympathien zu erwerben, so konnte die Wahl auf keine Besseren fallen, als auf Mackensen und Seeckt. Mackensens vornehmes und höfliches Wesen und Seeckts ruhige Sicherheit waren Faktoren, geeignet, alle Schwierigkeiten zu überwinden, Reibungen auszugleichen und das Vertrauen bei den unterstellten Verbänden für die Führung zu gewinnen.

Seeckt brachte zudem die Erfahrung aus den Durchbruchskämpfen bei Soissons mit und konnte seine strategischen Fähigkeiten hier voll entfalten.

So war denn auch die ganze Vorbereitung für den Durchbruch musterhaft. Seeckt schlug nicht eher los, als bis die letzte Einzelheit geordnet war. Vor allem klappte die artilleristische Vorbereitung des Angriffs und ihre Wirkung, die in großem Stile zur Geltung kam, vorzüglich und ersparte den Truppen unnütze Verluste. Die ganze Front war förmlich gespickt mit deutschen und österreichischen Geschützen, die mit einer Hölle von Geschossen die russische Artillerie zum Schweigen brachten, bevor die Truppen stürmend vorbrachen.

Am 2. Mai nimmt die Heeresgruppe von Mackensen die ersten russischen Stellungen. Das zerschossene Gorlice wird im Sturm erobert, der Feind in kurzem Nahkampf aus den Schützengräben geworfen.

Den bei Tarnow vorgelagerten dichten Wald hat die Artillerie der Verbündeten so zerfetzt, daß sich die Deutschen und Österreicher wie durch einen Urwald vorarbeiten müssen, in dem bei jedem Schritt die mächtigsten Stämme quer über den Rasen geworfen sind und zahllose Leichen herumliegen. Tarnow selbst stürmen die Kaiserjäger.

Jetzt rücken auch die nördlichen Streitkräfte über den Dunajec, rheinische und westfälische Truppen.

Die zweite und dritte russische Stellung fällt. Der Rückzug der Russen wird zu atemloser Flucht.

Mackensens Truppen haben kaum Zeit, sich in den eroberten Städten umzusehen. In unwahrscheinlichen Verfolgungsmärschen jagen sie den kopflos gewordenen Russen nach.

Die ganze feindliche Karpathenfront gerät ins Wanken.

Bereits am 15. Mai steht die 11. Armee am San.

Am 2. Juni fällt das schon so oft schicksalhaft umkämpfte Przemysl, am 22. Lemberg.

Ungeheure Mengen von Vorräten und zahllose Gefangene fallen den Siegern in die Hand.

Ein grandioser Erfolg.

Immer wieder findet nach Cramon Erzherzog Friedrich, der österreichisch-ungarische Höchstkommandierende, in seiner treuherzigen Art Worte des Dankes für die Deutschen, die seinen abgekämpften Truppen die Zuversicht wiedergegeben hätten.

In einer Depesche aus dem Kriegspressequartier an die Kölnische Zeitung heißt es: „Einen der stärksten Eindrücke machte die prachtvolle Persönlichkeit General v. Mackensens, der in bewundernswürdiger Ruhe, mit Nerven von Stahl und einer Umsicht ohnegleichen die angesetzte Schlacht zu so vollständigem und durchschlagendem Gelingen durchführte."

Von Seeckt berichtet wieder ein Augenzeuge:

„Es ist während der Flucht der Russen über den San. Ein lange nicht mehr geschautes Bild, daß deutsche auffahrende Artillerie auf frei sichtbare menschliche Ziele Salven abgibt. Auf einem Feldherrnhügel Mackensen, hoch zu Roß, mit seinem Stabe. Ein wenig abseits davon, auf einer anderen Anhöhe, ganz allein, unbeweglich zu Pferde haltend, das Abrücken des Feindes und die Verfolgung der eigenen Truppen beobachtend — Oberst v. Seeckt."

Auch dieses Bild ist wieder so typisch. Man könnte es malen . . .

Seeckt und Mackensen

In dem ganzen Unternehmen ist etwas Besonderes bemerkenswert, was sich noch im folgenden Feldzug in Polen und im serbischen Feldzug reich an Früchten zeigen sollte und was später Seeckt aus dieser Erfahrung heraus zu einem richtunggebenden Aufsatz veranlaßt hat: die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen dem Chef des Generalstabs und seinem kommandierenden General.

Außer dem vorbildlichen Zusammenwirken zweier verantwortlicher Persönlichkeiten, wie Hindenburgs und Ludendorffs, zuerst beim Oberbefehl der Ostfront, dann in der Obersten Heeresleitung, besitzen wir aus dem Weltkrieg kein so leuchtendes Beispiel für das ideale Verhältnis zwischen Armeeführer und seinem Chef, wie hier bei Mackensen und Seeckt.

Seeckt selbst nimmt auf seine persönlichen Erfahrungen Bezug, wenn er in seinem Buch „Gedanken eines Soldaten" über die Stellung des Chefs des Generalstabs u. a. ausführt: „. . . Denn die Stellung des Feldherrn zum Chef ist das Entscheidende. Wer befiehlt? fragen wir aufs neue und antworten: Einer. Daraus ergibt sich das von Friedrich dem Großen so oft wiederholte Verbot an seine Generäle, einen Kriegsrat abzuhalten, in dem, wie er sagt, die Timiden immer die Oberhand haben — es können aber auch verantwortungslose Draufgänger sein, wie ja bei jedem „Rat" die Verantwortlichkeit des einzelnen Ratsherrn für den Entschluß sich in meist unerwünschter Weise verringert. Hieraus folgt, daß der Führer verantwortlich selbst befiehlt, und daß er nur den Rat eines Mannes zu hören hat, der ihm beigegeben ist, seines Chefs. Unter vier Augen wird der Entschluß gefaßt, und wenn die beiden Männer heraustreten, so ist es eben ein Entschluß. Sie haben ihn zusammen gefaßt. Sie sind beide eins. Gingen die Meinungen auseinander, so wissen am Abend dieses glücklichen militärischen Ehelebens tages die beiden Hälften selbst nicht mehr, wer nachgegeben hat. Die Außenwelt und die Kriegsgeschichte erfährt von einem Ehezwist nichts. In dieser Verschmelzung der beiden Persönlichkeiten liegt die Sicherheit der Befehlsführung . . . Was der Chef befehlen kann ohne Wissen seines Befehlshabers, ist eine Frage, die lediglich zwischen ihnen beiden liegt und die von keinem Außenstehenden zu beurteilen ist. Wenn der Chef selbständig befiehlt, muß er wissen, daß er im Sinne seines Führers handelt, und dieser muß sich, wenn er den Chef befehlen läßt, sicher sein, daß in seinem Sinne gehandelt wird. Das Verhältnis zwischen beiden Persönlichkeiten ist demnach rein auf Vertrauen aufgebaut. Wenn dieses fehlt, sollte die Verbindung sofort gelöst werden . . . Wenn man nach einer Rollenverteilung zwischen Führer und Chef sucht, so kann man sie darin finden, daß die Außenwirkung — in steigendem Maße bei den unteren Führerstellen — also die unmittelbare Einwirkung auf die Truppe dem Führer allein vorbehalten bleibt. Ihr gegenüber gibt es nur den einen verehrten und begeisternden Führer. Der Chef kann sich schon daneben Vertrauen und Dank der Truppe genug erwerben. Andererseits soll der Führer die Regel beherzigen, daß er das, was er nicht wissen und nicht befehlen muß, auch nicht wissen und befehlen soll, er soll also dem Chef ruhig die mühevolle Arbeit des Tages überlassen, um sich frei und frisch zu halten für die großen Entscheidungen. Das führt uns nun erneut zu der im militärischen Leben so überaus wichtigen Frage der Verantwortung.

Die Verantwortung nach außen, die formelle nach oben und unten trägt der Führer. Ihm fällt der Ruhm des Erfolges zu, und für ihn gibt es kaum etwas Kränkenderes, als wenn aus irgendwelchen Rücksichten man für einen Mißerfolg nicht ihn, sondern den Chef verantwortlich macht. Die Verantwortung vor dem eigenen Gewissen teilt der Chef in vollem Ausmaß mit dem Führer. Vor der rettet ihn keine Aktennotiz, daß er mit einem Befehl des Führers nicht einverstanden gewesen sei. Es darf in seinem Bereich nichts Wichtiges gegen seinen Willen befohlen werden. Kann er seiner Auffassung keine Geltung verschaffen — und den eigenen Willen letzten Endes durch-

setzen, ist Recht des Führers —, dann muß er auf seine Stellung verzichten und sie einer anderen Persönlichkeit überlassen, die besser mit dem Führer harmoniert. Eine Meinungsverschiedenheit kann durch Verständigung erledigt werden, ein nicht unüberbrückbarer Gegensatz in einer Hauptfrage zwischen Führer und Chef kann nur die Sache schädigen, weil er weiteres vertrauensvolles Zusammenarbeiten erschwert."

Seeckt kommt dann auf unwillkürliche Schwierigkeiten in der richtigen Vereinigung der beiden Persönlichkeiten zu sprechen und fährt fort: „Sehen wir von diesen, nur durch große Einsicht oder durch günstigen Zufall zu behebenden Schwierigkeiten ab, so bleibt als Voraussetzung glücklicher Konstellation nur die durch gleiche Ausbildung und Erziehung zu erreichende Übereinstimmung des militärischen Wissens und Denkens übrig."

Es bleibt aber noch übrig, festzustellen, daß, abgesehen von hier aufgezählten Forderungen und ihren Erfüllungen durch Mackensen und Seeckt in diesem Falle das Schicksal zwei Männer zusammengeführt hat, die durch eine wesensgleiche Vornehmheit in der Auffassung, in der Großzügigkeit ihrer Charakterveranlagung und in ihrer angeborenen Ritterlichkeit für eine harmonische Zusammenarbeit wie geschaffen waren.

Wolfgang Foerster, heute Präsident der kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres, zitiert hierzu in seinem schon angezogenen Aufsatz über General v. Seeckt als Generalstabschef im Weltkriege Worte des Generalfeldmarschalls v. Mackensen: „Generaloberst v. Seeckt hat nach dem Kriege in einem gedankenreichen Buche das Verhältnis zwischen Feldherr und Generalstabschef zum Gegenstand eingehender Betrachtungen gemacht. Ich kann diesen nur aus voller Überzeugung uneingeschränkt beipflichten und glaube mit Genugtuung der Empfindung Ausdruck geben zu dürfen, daß ihm bei der Schilderung der guten Ehe, die zwischen Führer und Berater bestehen soll, auch das schöne harmonische Verhältnis vorgeschwebt hat, in dem wir beide von Mai 1915 bis Juni 1916 in schweren, aber auch großen Tagen zusammen gelebt und zusammen gewirkt haben."

Der Sommerfeldzug in Polen

Derselbe Foerster berichtet, daß während des Vormarsches und auch während der späteren Etappen des Feldzuges in Polen das Oberkommando der 11. Armee mehrfach Gelegenheit gefunden habe, auf die Erwägungen und Entschließungen der Obersten Heeresleitung über die Weiterführung des Feldzuges entscheidenden Einfluß zu üben. Falkenhayn habe durch Abgaben der deutschen Westfront und des Oberbefehlshabers Ost weitere Infanterie-Divisionen freigemacht, aber gezögert, sie der 11. Armee zur Weiterführung der Offensive zur Verfügung zu stellen, und habe an eine Verstärkung an anderer Stelle der Front gedacht. Es sei aber Mackensen und seinem Chef gelungen, die Verstärkung für sich und die Fortführung der im Gange befindlichen Operationen zu erhalten. Es sei Mackensen sogar auch die rechtsbenachbarte österreichische Armee unterstellt worden.

Den Männern des Armee-Oberkommandos 11 gebühre das geschichtliche Verdienst, in diesem für den Fortgang des russischen Feldzuges und damit für den Gesamtverlauf des Krieges entscheidenden Augenblicke zum erstenmal durch ihren klaren strategischen Blick und ihr gewichtiges Wort bei der Obersten Heeresleitung auf das Zustandekommen eines großen und erfolgreichen operativen Entschlusses ebenso ausschlaggebend wie glücklich eingewirkt zu haben.

Sehr interessant ist, daß nach derselben Quelle Seeckt schon am 15. Juni im Auftrage seines Oberbefehlshabers der deutschen Obersten Heeresführung Gedanken über die Fortführung der Operation dargelegt hat. Das Hauptziel seiner Vorschläge dabei war damals und auch noch später die „baldige völlige Niederwerfung Rußlands". „Die südöstliche russische Heeresfront ist geschlagen. Ungeschlagen ist die Nordwesthälfte. Sie kann nur geschlagen werden, wenn sie zum Aufgeben ihrer starken Front gezwungen und im Zurückgehen von Süden umfaßt wird."

In dem Kardinalgedanken der Umfassung traf er sich mit dem Oberbefehlshaber Ost, nur daß dieser den nördlichen Flügel der Russen aufrollen wollte.

General Hoffmann, I a, schreibt darüber: „Bei unseren diesbezüglichen Unterhaltungen im Hauptquartier kam es zu ziemlich lebhaften Auseinandersetzungen. Ich vertrat von vornherein die Ansicht, daß sich jetzt vielleicht zum letzten Male die Möglichkeit böte, der russischen Armee einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Die Offensive Generals v. Mackensen mußte, da er immer wieder frontal angreifen mußte, sich allmählich totlaufen. Ihre Fortsetzung konnte zu einem vernichtenden Schlag gegen die russische Armee nicht führen. Der einzige freie feindliche Flügel, der sich auf dem ganzen Kontinent für uns noch bot, war der rechte russische, dem Oberbefehlshaber Ost gegenüber. Gegen ihn mußte eine umfassende große Operation angesetzt werden, und zwar so weit nördlich bzw. östlich, daß die russische Mitte, die immer noch vorwärts Warschau an der Rawka und Bzura stand, sich dem Stoß nicht durch Zurückgehen entziehen konnte, sondern daß sie abgeschnitten wurde.

Ich vertrat deshalb die Ansicht, daß es nötig wäre, alle vom Oberbefehlshaber Ost aus dessen Befehlsbereich freizumachenden Kräfte, sowie möglichst starke, von der Obersten Heeresleitung zu erbittende, auf dem linken Flügel der 10. Armee einzusetzen, Kowno im abgekürzten Angriffsverfahren zu nehmen, und den Offensivstoß über Wilna in den Rücken der russischen Hauptkräfte zu führen . . .

General Ludendorff schloß sich meiner Ansicht an . . ."

Man sieht, es ist derselbe Grundgedanke, nur unterstützt durch den Vorschlag einer Flankierung vom Norden her.

Auch Conrad glaubte an die Möglichkeit einer Entscheidung und trat daher für eine weit nach Osten ausholende deutsche Offensive ein.

Nur Falkenhayn, der schon auf jeder Etappe des Vormarsches die Offensive einstellen und die Operation beenden wollte und nur durch das jedesmalige Drängen Conrads zur Fortführung bewegt werden konnte, war anderer Meinung. Er wollte die Armeegruppe Gallwitz durch Vorstoß von Nordwesten über den unteren Narew zu einem konzentrischen Zusammenwirken mit der Heeresgruppe Mackensen zusammen wirken lassen, „um da die in Westpolen stehenden Hauptkräfte des russischen Heeres zusammenzupressen und ihnen nach Möglichkeit den Rückweg zu verlegen."

Hindenburg und Ludendorff werden am 1. Juli vom Kaiser zum Vortrag nach Posen befohlen. Hier wird ihnen eröffnet, daß der Kaiser sich der Ansicht des Generals v. Falkenhayn anschließe. Der Vorstoß richte sich dementsprechend gegen die Narew-Linie und nicht gegen Kowno—Wilna.

Damit war nach Hoffmann die letzte Möglichkeit, eine vernichtende Operation gegen das russische Heer zu führen, vorbei. „Die Operation Gallwitz mochte so gut laufen, wie sie wollte, sie konnte stets nur erzielen, daß die Russen Warschau losließen, und den vorspringenden Bogen ihrer Stellung in Polen aufgaben."

Und so geschah es auch.

Trotz der Erfolge Mackensens, der nun über 4 Armeen, die 11., die Bug-, die 1. und 4. K. u. K. Armee befehligte, immer wieder zu schneidigem Angriff ansetzte, in der heißen Schlacht bei Krasnostaw einen bedeutenden Sieg errang, konnte es nicht verhindert werden, daß sich die Russen in geschickten Rückzugskämpfen einer Umfassung entzogen. Es gelang nicht, sie im Weichselbogen abzufangen.

„Als dann im August Hindenburg den Stoß auf Kowno endlich ausführen konnte", sagt Cramon, „war es zu spät, der große Sack im Weichselbogen war leer und die russische Front hatte sich ohne die erhoffte schwere Einbuße zu einer Geraden ausgeglichen."

Mit dem Fall der von den Russen ausgebrannten Festung Brest-Litowsk war die Mackensen und damit Seeckt gestellte Aufgabe gelöst und beendet.

Kurz darauf schieden die beiden K. u. K. Armeen zwecks anderweitiger Verwendung aus der Heeresgruppe Mackensen aus.

Mackensens Befehlsführung endete am 8. September.

Für die ganze Front des Oberbefehlshabers Ost hörte mit Einnahme der Dauerstellung der Feldzug 1915 auf.

Großes war erreicht durch die meisterhafte Führung Mackensens und Seeckts, durch die einsichtsvolle Unterstützung des Oberbefehlshabers Ost und nicht zuletzt durch die bewundernswerte Ruhe Conrads, der trotz des Eintritts Italiens in den Weltkrieg Ende Mai der Ostfront nur drei Divisionen entnahm.

Daß Entscheidendes nicht gelang, ist nicht auf Rechnung aller dieser Generäle zu setzen.

Bezeichnend für den klaren Blick Seeckts und seine strategischen Fähigkeiten ist, daß er gemeinsam mit Mackensen, unabhängig von der Leitung Ober-Ost und dem genialen österreich-ungarischen Generalstabschef v. Conrad, dennoch das gleiche erstrebt hat, nämlich das Entscheidende: die Vernichtung des russischen Heeres durch eine weit ausholende Umklammerung.

Wie hoch Seeckts Verdienste von seinem eigenen Oberbefehlshaber und von dem Obersten Kriegsherrn bewertet wurden, beweisen seine Beleihung mit dem Orden Pour le Mérite schon am 14. Mai 1915 und seine außer der Reihe erfolgte Beförderung zum Generalmajor am 26. Juli 1915.

Im Krieg gegen Serbien

Im Herbst 1914 war die Türkei in den Krieg eingetreten.

Seitdem und besonders nach dem Angriff englischer und französischer Seestreitkräfte auf die Dardanellen im Februar 1915 drängte sie stetig auf die Öffnung des Verbindungsweges zu den Mittelmächten durch Besetzung der Nordostecke Serbiens. Auch den Heeresleitungen der Verbündeten erschien die Öffnung des Donauweges nach der Türkei dringlich.

Beide Generalstabschefs waren sich aber Anfang 1915 dahin einig geworden, daß diesem Vorhaben die Entlastung der österreichischen Front durch

eine Offensive gegen die Russen voranzugehen habe. Sie verloren dabei den serbischen Plan nicht aus den Augen. Für das Gelingen dieses Planes, d. h. die Vernichtung Serbiens, erschien sowohl Conrad als auch Falkenhayn der Beitritt Bulgariens zu einer Militärkonvention mit den Mittelmächten erforderlich.

Im Mai 1915 gingen darüber die Verhandlungen zwischen Deutschland und Bulgarien hin und her. Bulgarien lehnte zunächst in Befürchtung des Eingreifens Italiens in den Krieg und der ernsten Verwicklungen zwischen Deutschland und Amerika ab.

Doch unter dem Eindruck der Erfolge der verbündeten Armeen in Galizien und Polen und der standhaften türkischen Abwehr an den Dardanellen erklärte sich Bulgarien im Juli bereit, über die Teilnahme am Kriege gegen Serbien zu verhandeln.

Die schwierigen Verhandlungen, bei denen politische Forderungen Bulgariens eine Rolle spielten, fanden am 6. September durch Abschluß der Militärkonvention in Pleß ihren Abschluß.

Damit war Bulgariens Eintritt in den Krieg an der Seite der Mittelmächte erreicht.

Die Türkei schloß sich der Militärkonvention am 14. September an.

Die Militärkonvention regelte die Einzelheiten des gemeinsamen Feldzuges gegen Serbien. Deutschland und Österreich sollten mindestens je sechs, Bulgarien vier Divisionen zur Verfügung stellen.

Artikel 2 des Militärvertrages lautete:

„Den Oberbefehl über die gesamten in Artikel 1 angeführten Streitkräfte übernimmt Generalfeldmarschall von Mackensen, dem die Aufgabe gestellt wird, die serbische Armee zu schlagen und baldmöglichst die Verbindung über Land zwischen Ungarn und Bulgarien zu öffnen und zu sichern."

Dieser Regelung waren leider wieder Streitigkeiten zwischen Conrad und Falkenhayn vorangegangen, Unstimmigkeiten, die auch während des ser-

bischen Feldzuges zu Reibungen führten. Die Bulgaren hatten deutschen Oberbefehl gewünscht und unmittelbare Unterstellung unter die OHL.

Conrad protestierte. Man einigte sich dann zunächst dahin, in den militärischen Abmachungen die Befehlsfrage nicht zu erwähnen, und nur Mackensen als den Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen zu nennen. Conrad wurde zugesichert, daß er alle Weisungen an Mackensen „auszugeben" haben würde.

Die Frage blieb also eigentlich offen und führte auch gleich am Anfang des Feldzuges zu verschiedenen Auslegungen. „Falkenhayn nahm für sich das Recht in Anspruch, den ersten grundlegenden Befehl an Mackensen zu erteilen. Conrad widersprach mit dem Hinweis auf die Vereinbarungen, stimmte aber zu, als Kaiser Wilhelm persönlich die erste Direktive ergehen ließ*)."

Dieser erteilte Mackensen am 16. September in Allenstein den entsprechenden Auftrag für den Feldzug.

Sein Generalstabschef, Generalmajor v. Seeckt, war schon vorher durch General v. Falkenhayn unterrichtet worden.

Wieder also stand Seeckt, gemeinsam mit Mackensen, kaum daß seine Aufgabe in Galizien und Polen beendet war, vor einem neuen wichtigen Auftrag.

Wie schwerwiegend dieser war, geht aus dem amtlichen Werk über den Weltkrieg hervor, wo es u. a. heißt**):

„Wurde nunmehr Serbien niedergeworfen, so war die seit langem erstrebte Verbindung zu dem ernstlich gefährdeten türkischen Bundesgenossen endlich gesichert und die Donau-Monarchie der Hauptsorge um ihre Balkan-Flanke enthoben. Im Verein mit ihren Bundesgenossen verfügten die Mittelmächte dann über ein zusammenhängendes Gebiet, das von der Nord- und Ostsee bis zum Roten Meer und nahe an den Persischen Golf heranreichte."

Es sei gleich vorweggenommen, daß die Ausführung des Auftrages im

*) Cramon, siehe oben, Seite 112.
**) Der Weltkrieg, Band IX, Seite 162.

Rahmen der gestellten Aufgabe hervorragend gelang und wieder ein Meisterstück der Führung Mackensen—Seeckt darstellt.

Über die Grundlage der Aufgabe selbst soll zu Beginn des Feldzuges abermals eine Meinungsverschiedenheit zwischen der deutschen Obersten Heeresleitung und General v. Conrad entstanden sein. „General v. Conrad strebte", so heißt es bei General Hoffmann*), eine gänzliche Vernichtung des serbischen Heeres an. Er schlug vor, die Hauptmasse der bulgarischen Truppen nicht am Timok, sondern weiter südlich zu versammeln, so daß es möglich war, die von den Armeen Mackensen und Köveß nach Süden geworfenen Serben gänzlich abzuschneiden. Die deutsche Oberste Heeresleitung lehnte leider diesen Vorschlag ab. Der linke Flügel von Mackensen und der rechte bulgarische Flügel stießen deshalb baldigst ineinander. Es entstanden Marschschwierigkeiten und Stockungen, und einem Teil des serbischen Heeres gelang es, zu entkommen."

Nach anderen Quellen beruht diese Darstellung Hoffmanns auf einer Legende. Die Bulgaren seien so angesetzt gewesen, wie es auch Conrad vorgeschlagen habe. Jedenfalls ist das Entweichen serbischer Truppen nicht Mackensen zuzuschreiben.

Innerhalb des ihm gezogenen Rahmens hatte er mit der Durchführung der Offensive vollen Erfolg, trotz großer allgemeiner und besonderer Schwierigkeiten.

Solche waren u. a.: der Übergang über zwei breite Ströme, der Save und Donau, angesichts des abwehrbereiten Gegners, ein zerrissenes, bergiges Gelände ohne jede durchlaufende Kunststraße, mit dürftigen Unterkunftsmöglichkeiten, deutsche Truppen, die mit dem Gebirgskrieg nicht vertraut und ungenügend ausgerüstet waren, während die Serben an solche Art der Kriegführung gewöhnt und außerordentlich tapfere und harte Gegner waren.

Hinzu kam folgendes: die neue Heeresgruppe Mackensen mit dem Hauptquartier in Temesvar sollte ursprünglich bestehen aus der 11. deutschen

*) Der Krieg der versäumten Gelegenheiten, Seite 125.

Armee mit sechs Divisionen, der 3. K. u. K. Armee, ebenfalls mit sechs Divisionen, und der bulgarischen Armee. Dazu sollten bereitstehen, ohne jedoch General von Mackensen unterstellt zu sein: Österreichisch-ungarische Truppen in Bosnien und eine bulgarische Gruppe (eine Division und „mazedonische Legion"), die spätere 2. Armee bei Küstendil und Strumica. Aber infolge der mißglückten Offensive der Österreicher in Ostgalizien, die sie im Anschluß an die gemeinsamen Kämpfe in Polen Ende August allein unternommen hatten, fielen vier österreichisch-ungarische Divisionen bei der 3. Armee aus. Das nötigte zu Änderungen in der geplanten Aufmarschgruppierung. Der K. u. K. 3. Armee fehlte ein großer Teil der ihr zugedachten Gebirgstruppen, und ihr rechter Flügel war geschwächt.

Trotzdem gelang die Offensive, durch Seeckt wieder gründlich bis in alle Einzelheiten vorbereitet, planmäßig Schritt für Schritt, wenngleich sich das Tempo durch unvorhergesehene Ereignisse auch verzögerte.

Den Übergang über Save und Donau nennt das deutsche amtliche Kriegswerk eine Glanzleistung.

Bis zum 9. Oktober ist er dafür an allen in Aussicht genommenen Stellen nach Einschießen der Angriffsbatterien, teilweise nachts unternommen, geglückt, Belgrad in der Hand Mackensens.

Nur allmählich kann infolge der Nachschubschwierigkeiten der sich zäh verteidigende Gegner über die Donau aus seinen Bergstellungen südlich Belgrads vertrieben werden.

Das Eingreifen der Bulgaren verzögert sich. Erst am 14. Oktober wird Serbien der Krieg erklärt. Dann setzt der Angriff auf der ganzen Front von der Donau bis zur griechischen Grenze flankierend ein, unterbindet die Verbindung des Gegners zur Entente, kommt aber in seinem wichtigen nördlichen Teil nur langsam vorwärts.

Man schreibt schon den 22. Oktober. Seit Beginn des Donauüberganges sind also mehr als zwei Wochen verflossen, aber südlich der Stromlinie nur etwa 30 Kilometer Raum nach vorwärts gewonnen.

Seeckt erhält vom Kaiser für Gorlice den „Pour le mérite" 1915

In dem Heeresgruppenbefehl vom 22. Oktober wird die Absicht ausgesprochen, „die serbischen Hauptkräfte nach der Mitte des Landes zusammenzudrängen und dort entscheidend zu schlagen."

Die Bulgaren haben zwar die Stadt Negotin nahe der rumänischen Grenze erobert, können aber über die Gebirgszüge bei Regen und Nebel, teilweise auch schon Schnee, nur schwer weiter. Seeckt fürchtet, daß sich der Gegner der Umfassung entziehen könne. Daher tritt „jetzt neben den Umfassungsgedanken der Durchbruchsgedanke". Im Heeresgruppenbefehl vom 26. Oktober heißt es: „So sehr auch das schnelle Vorkommen der beiden äußeren Flügel von den Armeen anzustreben ist, um die Umfassung eines in der Gegend von Kragujevac standhaltenden Feindes zu erreichen, so darf deshalb doch nicht das Vorgehen der inneren Flügel aufgehalten werden. Durch schnelles Nachdringen muß der Feind verhindert werden, in den gewellten Stellungen sich zu geordnetem Widerstand einzurichten."

Im Heeresgruppenbefehl vom 30. Oktober wird dann nach Kennzeichnung der Lage betont: „Somit bleibt der serbischen Armee nur ein Ausweichen in das unwegsame südwestlich gelegene Bergland oder die Entscheidungsschlacht bei Kragujevac."

Anfang November ist zwar Kragujevac eingenommen, das serbische Heer stark geschwächt, aber die Einkreisung mißlungen.

Die Serben sind im Norden, Osten und Süden umstellt, haben jedoch nach wie vor den Weg nach Südwesten durch Montenegro und Albanien nach der Adria frei, der immerhin auf mehr als 100 km durch wegloses Gebirgsland führt.

Energische Verfolgung setzt ein, die teilweise durch Gegenstöße des Feindes aufgehalten wird.

Am 6. November ist der Gegner auf der ganzen Front in vollem Rückzug.

Infolge der Eroberung von Nisch durch die Bulgaren ist die Öffnung des Schienenweges über Sofia nach der Türkei gesichert.

„Die Verbindung zur Türkei mit der Eisenbahn wie auf dem Wasserwege war frei und damit der Zweck erfüllt, um dessentwillen die deutsche Oberste Heeresleitung den Feldzug gegen Serbien begonnen hatte," — schreibt das amtliche Kriegswerk.

Inzwischen war etwas geschehen, was die allgemeine Lage grundlegend verändert hatte. Trotz der von König Konstantin aufrechterhaltenen Neutralität Griechenlands waren schon am 5. Oktober in Saloniki Ententetruppen gelandet, um durch Vorstoß nach Norden den Serben Hilfe zu bringen.

Sehr richtig bemerkt Generalleutnant v. Cramon*):

„Saloniki mit Belgien zu vergleichen als Neutralitätsverletzung aus militärischem Zwange ist der Entente niemals in den Sinn gekommen. Das Völkerrecht gilt anscheinend nur für uns."

Nun taucht in einer Besprechung zwischen Falkenhayn und Conrad Anfang November in Pleß, an der auch der bulgarische Vertreter Oberst Gantschew teilnimmt, die Frage auf, ob Mackensen nach der völligen Niederwerfung des serbischen Heeres die Operationen gegen die Saloniki-Armee unter Deckung gegen Montenegro weiterführen solle.

Conrad besteht darauf, und Falkenhayn ist anfänglich derselben Meinung.

Währenddessen drängt Mackensen die Serben weiter in das unwirtliche Gebirge hinein, fort von allen Hilfsquellen. Aber auch für die eigenen Kolonnen wird die seitliche Verbindung außerordentlich schwierig. Die Verpflegung kann nur durch Tragtiere herbeigeschafft werden. Bei der Verfolgung können nur noch einzelne, meist besonders zusammengesetzte Abteilungen, in der vorderen Linie Verwendung finden.

Dem Gegner gelingt es, kämpfend über das Amselfeld nach Albanien und Montenegro hinein zu entweichen.

Es sind immerhin noch über hunderttausend Mann, die später auf Korfu neu aufgestellt und von der Entente an anderer Stelle eingesetzt werden können.

*) Deutschlands Bund mit Österreich-Ungarn, Seite 114.

Das Ergebnis dieses Feldzuges aber ist die Niederwerfung Serbiens und die Öffnung des Weges nach der Türkei.

Der erfolgreiche Kampf ist hier deshalb ausführlicher behandelt worden, weil das große Verdienst Seeckts unterstrichen werden soll, zusammen mit seinem Feldmarschall die Lücke in der großen östlichen Weltfront der Verbündeten von den deutschen Meeren bis tief in den Orient hinein ausgefüllt und an wesentlicher Stelle mit aufgebaut zu haben.

Gegen Saloniki?

Gleich nach der Niederwerfung Serbiens geraten Falkenhayn und Conrad abermals in starken Gegensatz, der sogar zu einem — allerdings vorübergehenden — Bruch zwischen den beiden Generalstabschefs führt.

Diese Meinungsverschiedenheiten interessieren hier insofern, als Seeckt von der OHL. verschiedentlich aufgefordert wird, Stellung zu der Frage zu nehmen, ob und wann ein Angriff gegen die Saloniki-Armee der Entente durchzuführen sei.

Es wird Falkenhayn vorgeworfen, daß er dem Plane Conrads, die am Balkan freigewordenen Kräfte dazu zu benutzen, um hier völlig reinen Tisch zu machen und die bei Saloniki gelandeten Engländer und Franzosen ins Meer zu werfen, seine Mitwirkung versagt habe. „Mit klarem Blick", sagt der bekannte Militärschriftsteller Arminius*), „erkannte Conrad den künftigen Gefahrenherd, die Beule, die immer größer wurde. Man hörte nicht auf ihn. Sogar die Vernichtung Montenegros als möglichen Sammelpunkt der Serben, für die Conrads Kräfte auch ohne deutsche Unterstützung ausreichten, sah Falkenhayn nicht gern. Conrad aber trat dieses glimmende Feuer aus und sicherte endgültig den wichtigen Kriegshafen Cattaro . . . Er bewies in

*) Feldherrnköpfe 1914—1918, S. 117. Verlag K. F. Koehler, Leipzig.

diesen damals nicht ganz einfachen Fragen als einziger der großen Feldherrn des Krieges seinen politischen Adlerblick".

General Hoffmann weist darauf hin, daß durch die Aufgabe des Angriffs gegen Saloniki Deutschland gezwungen worden sei dauernd Truppen in Mazedonien zu haben. Die Saloniki-Front habe uns endlich 1918 den gänzlichen Zusammenbruch des bulgarischen Verbündeten gebracht*).

Ähnlich drückt sich v. Cramon aus: „Die Franzosen behielten recht, als sie auf die Bedeutung dieser Position auf dem Balkan hingewiesen hatten. Dort lag die Hintertür in unser sonst gut gehütetes Haus**).

Es ist nun richtig, daß Falkenhayn letzten Endes von dem Angriff auf Saloniki Abstand genommen hat.

Richtig ist ferner, daß der Zusammenbruch der Mittelmächte 1918 an der Balkan-Front begann.

Auch Ludendorff hat, wie Falkenhayn, durch den Westen gefesselt, der Hintertüre auf dem Balkan trotz dringender Warnrufe des deutschen Militärattachés in Sofia, Oberst v. Massow, offenbar zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Revolution in Ungarn, die Auswirkung derselben an den österreichischen Fronten, der verzweifelte Friedensschritt Kaiser Karls, alles das waren die unmittelbaren Folgen der auf dem Balkan eingedrückten Hintertür.

Aber wenn man dem amtlichen deutschen Kriegswerk folgt, war Ende Dezember die Saloniki-Frage gar nicht maßgebend für das Zerwürfnis der beiden Chefs. Denn Falkenhayn hielt noch an der Offensive fest und hat erst im März 1916 auf sie verzichtet.

Noch am 27. November war vereinbart worden:

„Generalfeldmarschall v. Mackensen führt unter Sicherung der rechten Flanke gegen Montenegro und Albanien die Offensive gegen die in Saloniki gelandeten feindlichen Kräfte fort."

*) Der Krieg der versäumten Gelegenheiten, Seite 126.
**) Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn, Seite 116.

Der Grund für den Zwist lag vielmehr darin, daß Conrad seine Truppen für die Operation nach Montenegro und Albanien, wo er ein Sichfestsetzen der Italiener nicht dulden konnte, frei haben wollte.

Er erklärte dem General v. Falkenhayn, daß die österreichisch-ungarische 3. Armee diesen Angriff nach direkten Weisungen der österreichisch-ungarischen Heeresführung führen werde. Falkenhayn, der die Operation nicht als besonders dringend ansah, „lehnte am 20. Dezember solches Verfahren ab. Er halte es für erforderlich, daß der Zusammenhang des militärischen Vorgehens auf dem Balkan durch Aufrechterhaltung der s. Zt. fest vereinbarten Oberleitung gewahrt bleibe".

Nunmehr befiehlt Generaloberst v. Conrad die Loslösung seiner 3. Armee aus der Heeresgruppe Mackensen und unterstellt ihr gleichzeitig die Truppen in Bosnien.

Nach einer späteren Mitteilung Seeckts vom Jahre 1932 an das Reichsarchiv wurde das Kommando Mackensen durch diesen Schritt „völlig überrascht". Um Mitternacht zum 21. Dezember teilte er General v. Falkenhayn die vollzogene Tatsache mit. Dieser war entrüstet. Er faßte ebenso, wie die bulgarische Heeresleitung, das Vorgehen des Generaloberſten v. Conrad als Vertragsbruch auf . . . Zwischen den Generalstabschefs der beiden Großmächte war ein ernster Bruch entstanden."*)

Erst einen Monat später — die Unternehmung gegen Montenegro war inzwischen geglückt — läßt sich Conrad bereit finden, durch ein persönliches Schreiben an Falkenhayn die Spannung aus der Welt zu schaffen.

Inzwischen bereitet die Heeresgruppe Mackensen nach Ausscheiden der österreichischen Armee die Offensive gegen Saloniki vor. Daß diese Vorbereitungen vom Generalstabschef mit größter Umsicht geleitet werden, braucht nicht mehr betont zu werden. Es ergeben sich allerhand Schwierigkeiten infolge der trostlosen Wegverhältnisse, des Fehlens einer Eisenbahn, die noch nicht in Betrieb gesetzt ist, usw.

*) Der Weltkrieg, 9. Band, Seite 308 ff.

Der Oberbefehlshaber der 11. Armee, General v. Gallwitz, meldet daher, daß der Aufmarsch der 11. Armee an der griechischen Grenze nicht vor dem 13. Januar beendet sein könne.

Das Kommando Mackensen ist damit einverstanden, hält aber daran fest, daß die deutschen Kräfte „dem erhaltenen Auftrage entsprechend, möglichst bald zum Angriff auf Saloniki bereitzustellen seien".

Als weitere Schwierigkeiten auftreten, so die abflauende Angriffslust der Bulgaren, ernster Verpflegungsmangel in Serbisch-Mazedonien und die Gefahr des Flecktyphus, ladet Falkenhayn Zar Ferdinand und den bulgarischen General Jekow zu einer Besprechung auf den 3. Januar 1916 nach Velika-Plana in Nordserbien. Als Grundlage für diese Besprechung fordert er von Generalmajor v. Seeckt eine Beurteilung der Lage.

In dieser Beurteilung gibt Seeckt zunächst eine klare Übersicht über die Stellung der Entente-Armee in und vor Saloniki.

Er entrollt den Angriffsplan: die bulgarische 1. Armee über Vodena und östlich, die 11. Armee mit dem rechten Flügel im Varda-Tale, mit dem linken östlich vom Dojran-See, die bulgarische 2. Armee über Demirhisar und Seres, um den etwaigen Abtransport über See zu verhindern. Der Plan erfordert zunächst scharfes Linksschieben dieser Armee, um den Aufmarschraum für die 11. Armee freizumachen.

Es ist bezeichnend für Seeckt, daß er bei aller Angriffslust sich nicht durch die Hoffnung auf einen verlockenden Sieg bei Saloniki, dessen Bedeutung ihm nicht fremd ist, überrumpeln läßt. Schon in diesem Bericht gibt er an, daß mit dem Beginn des Angriffs nicht vor Anfang Februar gerechnet werden könne.

Nach der genauen Berechnung des Artillerie-Munitionsbedarfs, den die Heeresgruppe zur Sicherung des Erfolges für nötig hält, schiebt er in einem weiteren Bericht den voraussichtlichen Zeitpunkt des Angriffs auf Anfang März hinaus.

In seinem Bericht vom 12. Januar 1916 zeigt sich Seeckt noch vorsichtiger

und geht auf die Psychologie der Bulgaren ein. Er hat Zweifel, ob diese gewillt sind, „mit Einsatz ihrer vollen Kraft und von großen Blutopfern den Feind in Mazedonien anzugreifen und Saloniki zu nehmen. Ohne beides ist ein Erfolg nicht zu erwarten".

Auf die politischen Interessen der Bulgaren übergehend, sagt er: „das Kriegsziel, Rache an Serbien und Gewinnung des beanspruchten Landes, ist im wesentlichsten erreicht. Gewiß ist der Appetit noch größer . . . Davon abgesehen ist der Besitz von Stadt und Hafen Saloniki für Bulgarien keine politische Notwendigkeit. Bulgarien kann die Feindschaft der Engländer und Franzosen für später nicht wünschen und sieht in ihnen keinen natürlichen Feind. Wäre der Erfolg billig zu haben, d. h. vor allem mit deutschem Blut, dann brauchte man an dem willigen Mitgehen Bulgariens nicht zu zweifeln. Wird ihnen aber klar, daß es auf alle Fälle Ströme bulgarischen Blutes kostet, dann wird die Rechnung vielleicht eine andere. Man wird gerechterweise zugeben müssen, daß Bulgarien Anlaß hat, mit seinen Kräften etwas haushälterisch umzugehen. Vielleicht wird es sich also überlegen, ob die Sicherung gegen einen Angriff der Entente nicht billiger zu erreichen ist, d. h., wenn wir nicht geneigt sind, ihm im wesentlichen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, durch Defensive. Ich halte das Unternehmen für so ernst, daß wir als Angreifer in allen unseren Teilen zum Einsatz der ganzen Energie entschlossen sein müssen, um es erfolgreich durchzuführen. Ist ein Teil nur mit halbem Herzen dabei, so fehlt die erste Vorbedingung zum Gelingen."

Endlich erklärt Seeckt, den Angriff erst durchführen zu können, wenn die artilleristische Kraft ergänzt und Wege und Eisenbahn genügend ausgebaut seien. Hier ist es nun merkwürdigerweise wieder Falkenhayn, der zu drängen anfängt. Er hält die Bedenken Seeckts in seinen Randbemerkungen zu dem Bericht für vielleicht übertrieben.

„Warte man die gesamten angeforderten Angriffsmittel ab, so könne voraussichtlich erst Mitte April angetreten werden. Was aber bis dahin sonst geschieht, weiß heute niemand."

Damit hat Falkenhayn wohl seinen geplanten Angriff auf Verdun im Auge, über den er nicht nur die Verbündeten, sondern auch zum Teil seine eigenen Generäle im Osten völlig im Dunklen läßt.

Jedenfalls wird am 18. Januar in Nisch, dem Hauptquartier des Heeresgruppenkommandos, anläßlich der Begegnung des deutschen Kaisers mit dem Zaren der Bulgaren, Mitte Februar als frühester Zeitpunkt in Aussicht genommen.

Als aber Anfang Februar endgültig die Entscheidung getroffen werden soll, erklären plötzlich die Bulgaren, daß sie „noch 36 Tage, also bis zum 10. März brauchen würden, um die Verpflegung für ihre 2. Armee im mittleren Struma-Tale niederzulegen, dann erst könne diese Armee der 11. deutschen Armee Platz machen"*).

Bemerkenswert ist, daß Seeckt jetzt, nachdem er über die Westpläne der OHL., wie er später selbst erklärt hat, unterrichtet ist, doch vorschlägt, ohne die volle Angriffsbereitschaft abzuwarten, über die griechische Grenze an den Feind heranzugehen. Es scheint ihm, abgesehen von dem rein militärischen Bedürfnis nach unausgesetzter Betätigung unserer Waffen, im Rahmen der Gesamtlage erwünscht, feindliche Kräfte nicht nur hier zu binden, sondern möglichst auch noch stärkere heranzuziehen. Im übrigen werde das Vorgehen die Haltung Griechenlands ebenso klären, wie auch die Aussichten für die weitere Durchführung des Angriffs gegen Saloniki selbst.

Seeckt hat sich also offenbar zur Erkenntnis durchgerungen, die die oben genannten Kritiker Falkenhayns aussprechen, nämlich daß im Interesse der Gesamtlage der Angriff auf Saloniki wünschenswert war. Er beschränkt sich jedoch darauf, seine Ansicht militärisch zu begründen. Von politischer Begründung hält er sich fern.

Diese Haltung ist für ihn hier und auch später typisch.

*) Siehe: Der Weltkrieg, 9. Band, Seite 319 ff., auf die auch diese Ausführungen gestützt werden.

Aber am 29. Februar wird er, nachdem die Operation inzwischen auf Mitte März weiterverschoben war, in das Große Hauptquartier befohlen und erhält dort Weisungen für weitere operative Absichten.

Am 9. März liegt ein Schreiben der Obersten Heeresleitung an Zar Ferdinand in Abschrift der Heeresgruppe Mackensen vor. Darin wird folgendes vorgeschlagen: „Die deutsche und bulgarische Heeresleitung verzichtet vorläufig auf die Offensive gegen die Entente bei Saloniki und richtet sich um so stärker zur Defensive an der griechischen Grenze ein, ohne sie zu überschreiten."

Damit ist der Angriffsplan praktisch aufgegeben.

Als Generalstabschef im österreichisch-ungarischen Heer

Nach so viel strategischen Erfolgen wird Seeckt das Gewehr-bei-Fuß-stehen als Wachtposten an der griechischen Grenze kaum behagt haben.

Als daher in dem verhängnisvollen Sommer 1916 durch die Brussilow-Offensive der „Russenschreck" an der österreichischen Front einsetzt, erhält Falkenhayn von Seeckt, der ja mit den Verhältnissen an der Ostfront vom Feldzuge 1915 her vertraut ist, einen Bericht. Darin wird unaufgefordert nach scharfer Kennzeichnung der Lage der Vorschlag gemacht, eine neue Armee bei Lemberg oder Kowel, mit Rowno als Angriffsziel, zu bilden. Die neue Armee müsse etwa aus sechs deutschen und vier österreichisch-ungarischen Divisionen bestehen. Eine der Divisionen könne der Balkan abgeben. Die ganze Front bis auf die k. u. k. 7. Armee und die Südarmee wäre unter einem deutschen Heeresgruppenkommando zusammenzufassen, denn sonst sei „die ganze Sache aussichtslos". Zum Schluß bietet Seeckt seine Dienste für die neue Aufgabe an.

Falkenhayn, der Seeckt sehr hoch schätzt, — in militärischen Kreisen spricht man schon von einem Einfluß Seeckts bei der OHL. — nimmt die Anregung

auf. Er hätte am liebsten die Österreicher im Osten unter einen deutschen Oberbefehl, und zwar unter den des schon so bewährten Generalfeldmarschalls v. Mackensen zusammengefaßt, mit Seeckt als Generalstabschef. Aber da Conrad durchaus widerstrebt, einigt man sich vorläufig dahin, daß Seeckt als „Ober-Generalstabschef" zur 7. Armee treten soll.

Am 15. Juni übernimmt Seeckt seine neue Stellung. Gleich am nächsten Tage macht er Conrad auf die Gefahr einer Auseinanderreißung der Armee aufmerksam, die mit den Hauptkräften zwischen Pruth und Dnjestr kämpfen, mit anderen die Bukowina decken solle, falls der Feind einen starken Angriff mache.

Diese Voraussage erfüllt sich schon am 18. Juni. Die Pruth-Verteidigung bricht zusammen, Czernowitz fällt in russische Hand, die Gruppe des Generals v. Korda muß hinter den Sereth zurückweichen.

Vergebens bittet Seeckt um Unterstützung durch eine frische Gebirgsbrigade. Die 7. Armee erhält nur ungenügende Hilfe. Sie muß noch weiter zurück.

So wird Seeckt in eine außerordentlich schwierige und undankbare Aufgabe gestürzt.

Bewundernswert ist seine Ruhe, mit der er, als am 28. Juni der Feind wieder mit voller Kraft zum Angriff ansetzt und südlich des Pruth schnell Raum gewinnt, die Gesamtfront seiner Armee von 80 Kilometern dadurch verkürzt, daß er seine Truppen bis zum 30. Juni in eine Linie zurücknimmt, die vom Czeremosz östlich von Zabie, westlich an Kolomea vorbei, in die Gegend südlich von Tlumacz verläuft.

Inzwischen hatte Falkenhayn, der genannten Anregung Seeckts folgend, die Bildung einer besonderen „Dnjestr-Heeresgruppe" vorgeschlagen, die die Südarmee, die k. u. k. 7. Armee und eine neu aufzustellende 12. Armee umfassen sollte.

Da er mit dem Wunsche, Mackensen als Oberbefehlshaber für diese Heeresgruppe zu gewinnen, bei Conrad nicht durchdrang, schlug er den Thronfolger

Erzherzog Karl Franz Joseph, den bisherigen Kommandanten des k. u. k. XX. Korps gegen Italien vor. Seeckt sollte ihm als Generalstabschef zugeteilt werden.

So wird die Aufgabe Seeckts sehr rasch noch erweitert und gleichzeitig in mehrfacher Weise erschwert.

Er erhält am 4. Juli das große Ziel angegeben, „die feindliche Front in Ostgalizien zu durchstoßen, um sich den Weg gegen Flanke und rückwärtige Verbindungen des durch die Bukowina eingedrungenen Gegners zu öffnen".

Die Aufgabe wird deshalb einstweilen unausführbar, weil die für die künftige 12. Armee in Aussicht genommenen Divisionen überall an von neuem gefährdeten Stellen der 7. Armee eingeschoben werden müssen und beim Zusammentritt der Heeresgruppe Erzherzog Karl schon festliegen.

Es kommt daher bei der Gruppe vorerst zu einem ununterbrochenen Kleinkrieg. Die Absicht, mit der Heeresgruppe zum Gegenangriff zu schreiten, muß auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Seeckt hat als „Oberster Generalstabschef", wie bisher, über eine weitgedehnte Front zu wachen und zwar vom rechten Flügel aus gerechnet über: die k. u. k. 7. Armee (Generaloberst v. Pflanzer), die k. u. k. 3. Armee (Generaloberst v. Köveß), mit der deutschen Gruppe Kraewel, und die deutsche Südarmee (General der Infanterie Graf Bothmer).

Es folgen neue Angriffe der Russen, denen die Mitte der Heeresgruppe nachgeben muß. Da dadurch die Südarmee in Gefahr gerät, umfaßt zu werden, muß Seeckt auch diese zurücknehmen.

Am 10. August fällt sogar Stanislau an die Russen.

Alle diese Truppenbewegungen unter Druck des anrückenden Gegners, die teilweise in der Nacht vorgenommen werden müssen, stellen große Ansprüche an die Entschlußkraft und die Nerven des Generalstabschefs. Er fordert auch immer wieder Unterstützung durch deutsche Truppen, eine Bitte, die sogar vom Generalfeldmarschall v. Hindenburg, dem Oberbefehlshaber Ost, unterstützt wird.

Hindenburg drahtet am 10. August an den Kaiser:

„Das weitere Zurückgehen der Heeresgruppe Erzherzog Karl macht mir den Anschluß Rumäniens an unsere Gegner zur Gewißheit. Nur mit größter Beschleunigung herbeigeführter Einsatz erheblicher deutscher Kräfte aus dem Westen kann die verhängnisvolle Lage noch aufhalten. Ew. Majestät beschwöre ich, alle im Westen irgendwie frei zu machenden Truppen — es müssen dies vier bis fünf Divisionen sein — sofort in Richtung auf die Bukowina nördlich der Karpathen einzusetzen."

Trotzdem kann Falkenhayn nur zwei Divisionen abgeben.

Seeckt, der fortwährend um die Festigung der Front bemüht ist, schon im Juli der OHL. weitgehende Vorschläge gemacht hatte, wie persönliche Fühlungnahme der österreichischen Heeresleitung mit den einzelnen Armeekommandos, Verantwortlichmachung der Korpskommandanten für die energische Unterdrückung der an vielen Stellen auftretenden übertriebenen Angst vor den Russen, Durchsetzung aller Verbände mit deutschen Stäben und Truppen und Gewinnung von Frontoffizieren durch Verminderung der hohen Zahl von Offizieren der höheren Stäbe und Kanzleien — bleibt auch jetzt in dauerndem Gedankenaustausch mit dem Oberbefehlshaber Ost über die Lage.

Am 27. August erklärt Rumänien tatsächlich den Krieg an Österreich-Ungarn.

Am 29. August tritt Falkenhayn zurück. Generalfeldmarschall v. Hindenburg wird zum Chef des Generalstabes des Feldheeres, General Ludendorff zum ersten Generalquartiermeister ernannt.

Der neue Oberbefehlshaber Ost wird Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern, sein Generalstabschef Oberst Hoffmann.

Welche Veränderung im Kommando und auch in der allgemeinen Lage, da Deutschland sich gegen einen weiteren Gegner zu wehren hat!

In Vorbereitung für diese Abwehr waren bereits zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei militärische Abmachungen getroffen.

Von der Verschärfung der Lage wird auch die „Heeresfront des Generals der Kavallerie Erzherzog Karl" wie sie jetzt in den offiziellen Verlautbarungen genannt wird, und für die Seeckt als Chef verantwortlich ist, berührt.

Zwar flauen zeitweilig die wütenden russischen Angriffe dort ab, setzen aber bald wieder ein, gewinnen auch stellenweise Raum und müssen immer wieder durch elastische Manöver ausgeglichen und in Gegenangriffen zurückgeworfen werden. Durch Druck gerade auf diese Front bemühen sich die Russen während des Feldzuges der Verbündeten gegen die Rumänen, denselben Entlastung zu verschaffen.

So ist Seeckt indirekt an dem ruhmreichen rumänischen Feldzuge beteiligt, der von der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen von der Dobrudscha aus, von der 9. Armee des Generals v. Falkenhayn und der k. u. k. Armee des Generals v. Arz im Raume von Siebenbürgen mit beispiellosem Schwung geführt wird.

Zeitweilig werden sogar die beiden letztgenannten Armeen der Heeresfront Erzherzog Karl unterstellt.

Daher nimmt diese Heeresfront lange Monate hindurch bis tief in das Jahr 1917 hinein (sie heißt später Heeresfront des Generaloberst Erzherzog Josef) einen wichtigen Platz in den amtlichen Kriegsberichten ein.

Dabei hat Seeckt für seine Front teilweise nur abgekämpfte österreichisch-ungarische Truppen, im ganzen auch viel zu schwache Linien zur Verfügung und muß sich stetig um Unterstützung durch Nachschub an den Oberbefehlshaber Ost und die beiden Obersten Heeresleitungen wenden.

Lakonisch trägt General Hoffmann unter dem 3. September 1916 in sein Tagebuch ein: „Gestern hatte ich den ersten Zank mit Seeckt. Er ist Chef beim Erzherzog Karl, untersteht mir also nicht . . . ."

Zwischendurch muß Seeckt zur Rücksprache mit Ludendorff bald nach Lemberg, bald ins Hauptquartier nach Pleß.

Das alles wirft ein Licht auf die enormen Anforderungen, die an das Können und die Nerven Seeckts gestellt werden. Eisern müssen sie schon sein,

um diese Belastung anderthalb Jahre bis zum Herbst 1917 zu ertragen. Wobei noch hinzukommt, daß es sicher viel aufreibender für einen Chef des Stabes ist, in dauerndem Kleinkrieg seine Front zu halten, als die Möglichkeit für größere strategische Operationen ausnützen zu können, die Seeckt hier nicht mehr geboten wird.

Aber die militärische Aufgabe ist es nicht allein, die alle Kraft des Chefs des Stabes an so wichtigem Frontabschnitt in Anspruch nimmt. Sie hat noch ein zweites persönliches Gesicht, das vielleicht noch mehr von der Beherrschung seiner Nerven und seinem Takt verlangt — das ist die Unterstellung eines deutschen Chefs des Generalstabes unter österreichischen Befehl. Und zwar nicht unter den Befehl eines mehr oder weniger einflußreichen Generals, sondern des Thronfolgers selbst, womit eine Reihe von Rücksichten verbunden ist, die selbst für einen österreichischen Untergebenen nicht einfach zu beachten wären. Dabei ist der Erzherzog ein junger, ehrgeiziger Herr, der mehr aus Gründen des Prestiges als auf Grund seiner Erfahrungen in der höheren Führung an die Stelle berufen wurde.

Man stelle sich weiter vor, mit wie gemischten Gefühlen das ganze österreichische Kommando einem deutschen Chef gegenübertreten mußte, wo schon bei den höchsten Stellen der Heeresleitung die Unstimmigkeiten und Mißverständnisse nur schwer zu überbrücken waren.

Wenn trotz der Kenntnis aller dieser zu erwartenden Schwierigkeiten die Oberste Heeresleitung Seeckt mit der Aufgabe betraute und auch das österreichische Oberkommando, das für den Thronfolger verantwortlich war, sein Einverständnis gab, so ist ohne weiteres daran der Grad des Vertrauens zu ermessen, das von beiden Seiten in die militärischen Fähigkeiten und den persönlichen Takt Seeckts gesetzt wurde.

Seeckt hat das Vertrauen in vollstem Maß gerechtfertigt.

Denn obwohl er nach Lage der Dinge mit vielen Mißständen aufräumen, des öfteren in seinem Befehlsbereich energisch durchgreifen, ja sogar einmal dem Erzherzog gegenüber bestimmt auftreten muß, als dessen österreichischer

Generalstabschef, von dem er sich anfänglich nicht trennen wollte, in die Befehlsverhältnisse Unordnung zu tragen droht, hat doch Seeckt nie seine formvollendete Haltung verloren und ist stets in gutem dienstlichen Verhältnis mit dem jungen Erzherzog geblieben.

Persönlich nähergekommen ist er ihm freilich nie. Dazu waren die Naturen dieser beiden Männer doch zu wesentlich verschieden.

Sehr illustrativ sind die Beschreibungen von Besuchern des Hauptquartiers der Heeresgruppe aus jener Zeit, die alle übereinstimmen in der Zeichnung der tadellosen aber kühlen Höflichkeit des deutschen Generals, die dem Thronfolger jede dienstliche Aussprache erleichtert, aber auch von vornherein jeden stürmischen Anlauf zu voreiligen Entschlüssen unterbindet.

Als dann am 21. November 1916 der alte Kaiser Franz Josef seine Augen schließt, und Erzherzog Karl den Thron Habsburgs besteigt, übernimmt der ungarische Erzherzog Josef das Kommando der Heeresfront, die auch fortan seinen Namen trägt.

Zu diesem gütigen Grandseigneur, der auch ein guter und erfahrener Soldat ist, tritt Seeckt in ein nahes menschliches Verhältnis. Von ihm sprach Seeckt immer in warmer Verehrung und stand bis zu seinem Tode mit ihm auch in persönlichem Schriftwechsel, während Erzherzog Josef für seinen deutschen Generalstabschef immer Worte hoher Anerkennung und tiefer Dankbarkeit gefunden hat.

In türkischen Diensten

Ende des Jahres 1917 fragt Ludendorff bei Generalmajor v. Seeckt an, ob er geneigt sei, die Stellung als Generalstabschef der türkischen Armee beim Kriegsminister und Vize-Generalissimus Enver Pascha anzunehmen.

Es ist begreiflich, daß dieses Kommando Seeckt trotz der Wichtigkeit seines bisherigen Frontabschnittes reizen muß. Denn auch hier hatte sich wie ge-

sagt ein Stellungskrieg entwickelt, der bis auf räumlich eng begrenzte Vorstöße keine Gelegenheit zu größeren Operationen bot, während auf dem riesigen Gebiet Klein-Asiens, in Palästina, Mesopotamien, ja bis zum Kaukasus großzügige Aufgaben zu locken schienen.

So trifft er im Dezember in Konstantinopel ein. Er findet an den Fronten eine teilweise sehr bedrohliche, in der Politik eine sehr undurchsichtige Lage vor, wobei die personellen Verhältnisse außerordentlich kompliziert sind.

Deutscher Botschafter ist Graf Bernstorff, mit dem Seeckt sofort in guten persönlichen Kontakt kommt. Der deutsche Militärbevollmächtigte in Konstantinopel ist General v. Lossow. Er vertritt also die Interessen der Obersten Heeresleitung bei Enver Pascha, die sich besonders in Georgien mit denen der Türken kreuzen. Hier muß Seeckt oft vermittelnd eingreifen.

Die Hauptschwierigkeit bereitet Seeckt gleich nach seiner Ankunft die Haltung des Generals v. Falkenhayn in Syrien. Dieser war im Mai 1917 zur Führung des Feldzuges in Syrien und Mesopotamien von deutscher Seite vorgeschlagen worden. Er hatte die Aufgabe, an der Spitze einer besonderen Heeresgruppe, der sogenannten Jilderim-Gruppe, gegen die Engländer in Mesopotamien zu operieren, die Bagdad eingenommen hatten, was für die türkische und deutsche Regierung gleich unangenehm war. Sodann sollte er die türkische Stellung gegen die englische Front in Palästina südlich von Jerusalem sichern.

Falkenhayns Operationen verliefen unglücklich. Er hatte wenig Verständnis für die türkische Mentalität, und es kam zu fortgesetzten Reibungen zwischen seinem Stabe und den türkischen Kommandostellen. Nach 4½ Monaten mußte er zur Überzeugung gelangen, daß die von ihm übernommene Aufgabe, gegen Bagdad zu marschieren, nicht ausführbar war.

Das mußte in den Augen der Türken als offenbarer Mißerfolg erscheinen.

Dabei wurde die Lage an der Sinai-Front durch die Verstärkung der englischen Seite immer gefahrdrohender. Der die hier stehenden türkischen Kräfte befehligende General v. Kreß rief immer dringender um Hilfe. Falkenhayn

wollte daher seine ganze 7. Armee mit dem Stabe Jilderim an die Sinai-Front verschieben und trotz der Antipathie der Türken dort den Oberbefehl übernehmen.

Es gelang ihm auch bei der OHL. und bei Enver Pascha, diese Absicht durchzusetzen, obwohl der türkische Armeekommandant Dschemal Pascha protestierte. Falkenhayn wurden außer der 6. Armee im Irak die 8. Armee des Generals v. Kreß und die 7. Armee samt Stab Jilderim und einem heranzutransportierenden deutschen Asien-Korps als Heeresgruppe an der Palästina-Front unterstellt.

Aber auch bei der Verteidigung Palästinas hatte Falkenhayn keinen Erfolg. Seine Heeresgruppe mußte immer weiter zurückgehen, bis dann am 8. Dezember sogar Jerusalem von dem englischen General Allenby genommen wurde.

Ein schwerer Schlag für die Türken und auch für die deutsche Oberste Heeresleitung. Es war die eigentliche Veranlassung für die Berufung Seeckts, weil als erstes Opfer dieser Niederlage der bisherige Chef des Generalstabs der türkischen Armee, General Bronsart von Schellendorf, abberufen wurde.

Bei der Ankunft Seeckts in Konstantinopel schwirren beunruhigende Gerüchte über die ganze Lage bei der Heeresgruppe Falkenhayn. Infolgedessen wird Seeckt noch Ende Dezember von Enver Pascha nach Syrien entsandt, um sich über die Verhältnisse zu unterrichten. Er übersieht die Schwierigkeiten sofort, findet überall passive Resistenz gegen die Anordnungen Falkenhayns, dessen Kommandositz in Nazareth reichlich weit hinter die Front verlegt, kurz, eine völlig unhaltbare Lage, die energische Abhilfe erfordert.

Nach Konstantinopel zurückgekehrt, berichtet Seeckt an das deutsche Hauptquartier. Gemeinsam mit Enver Pascha wird die Abberufung des Generals v. Falkenhayn und die Betrauung des Marschalls Liman von Sanders mit dem Kommando an der Palästina-Front beschlossen.

Liman übernimmt nach einiger Verzögerung infolge der notwendigen Verständigung mit dem Großen Hauptquartier am 1. März das Kommando, ver-

hindert sofort die von Falkenhayn schon befohlene Verlegung des Hauptquartiers nach Damaskus, hat gleich harte Kämpfe mit den Engländern zu bestehen, gegen die die Front im allgemeinen gehalten werden kann, reorganisiert dann die Front und zwingt die Engländer in den beiden Jordan-Schlachten zum Rückzug über den Fluß.

Insofern hat Seeckt durch sein energisches Eingreifen Teil an dem Verdienst daran, daß die gefährdete Front in Palästina gehalten wird.

Weitere Schwierigkeiten bereiten Seeckt die immer mehr zutage tretenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Enver Pascha und der deutschen Obersten Heeresleitung im Hinblick auf Transkaukasien und Baku.

Enver Pascha verfolgt weitreichende panturanische Pläne und will die Länder und Stämme am Kaukasus zu einem festen Block unter türkischer Oberhoheit zusammenschließen.

Nach dem Friedensschluß von Brest-Litowsk, in dem die Russen sich verpflichten mußten, die 1878 von der Türkei erworbenen Bezirke Ardahan, Kars und Batum zu räumen, legt die Hohe Pforte die Bestimmungen dahin aus, daß sie berechtigt sei, diese Bezirke zu besetzen. Enver läßt auch gegen den Widerstand der dortigen Bevölkerung die Besetzung vornehmen. Die Kaukasier, die inzwischen provisorische Regierungen gebildet haben, werden aufgefordert, ihre Vertreter zwecks Abschluß eines Friedensvertrages mit der türkischen Regierung nach Batum zu entsenden.

Der damalige Militärbevollmächtigte der Donaumonarchie in der Türkei, Feldmarschall-Leutnant Pomiankowski, führt hierzu in seinem ausgezeichneten Buch „Der Zusammenbruch des Ottomanischen Reiches“ folgendes aus:

„Die ohnehin schon sehr verworrene Situation wurde nur durch das Eingreifen Deutschlands noch mehr kompliziert. In Berlin glaubte man nämlich nach der Eroberung Bagdads durch die Engländer sich einen anderen Weg nach Persien und Afghanistan suchen zu müssen und sah die Richtung über das Schwarze Meer, dann über Batum, Tiflis, Baku als die einzig hierzu geeignete Linie an. Da Deutschland jedoch, nach dem bisherigen Verhalten

der Türkei zu urteilen, nicht hoffen konnte, durch direkte Verhandlungen mit der Türkei zu einer befriedigenden Vereinbarung zu gelangen, so beschloß man, das angestrebte Ziel auf dem Wege der Verständigung mit der transkaukasischen Republik, eventuell sogar mit Rußland zu erreichen. Hieraus erwuchs ein politischer Gegensatz zwischen Deutschland und der Türkei, welcher die weitere Kriegführung der letzteren sehr ungünstig beeinflußte und unter Umständen sogar für den Bestand des deutsch-türkischen Bündnisses gefährlich werden konnte.“

Die Führung der im Hinblick auf die allgemeine Lage der Verbündeten recht weit zielenden Politik der deutschen Obersten Heeresleitung, von der sich übrigens die deutsche Botschaft in Konstantinopel auf Weisung des Auswärtigen Amtes fernhält, hat Lossow. Er reist auch zu den Besprechungen nach Batum und stärkt dort den kaukasischen Vertretern den Rücken.

Inzwischen hat der nach Tiflis entsandte Oberst Kreß v. Kressenstein Georgien als selbständige, unter dem Protektorat Deutschlands stehende Republik proklamiert und die georgischen Eisenbahnen militärisch besetzen lassen.

Diese Haltung löst bei den Türken Entrüstung aus. Der Führer der türkischen Delegation, Wehib Pascha, stellt den Georgiern unter Androhung des sofortigen Einmarsches der türkischen Armee seine Bedingungen. Die Georgier müssen nachgeben, und es kommt am 4. Juni zu dem sogenannten „Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen der Türkei und den transkaukasischen Staaten“.

Schon vorher hat General v. Lossow die Konferenz „demonstrativ“ verlassen.

Die deutsche OHL., die befürchtet, daß die „jungtürkische Gewaltpolitik die bolschewistische Regierung aufrütteln und erneut zum Kriege gegen die Zentralmächte zwingen*)“ könne, fordert, „daß die im Kaukasus stehenden türkischen Kräfte nach Mesopotamien marschieren, um dortselbst dem im Herbst zu erwartenden englischen Angriff entgegentreten zu können“. Sie gibt

*) Pomiankowski: Der Zusammenbruch des Ottomanischen Reiches, S. 364 ff.

Befehl, alle nach Palästina unterwegs befindlichen Hilfstruppen nach Konstantinopel zurückzusenden, was begreiflicherweise heftigen Widerspruch des an der Palästina-Front kommandierenden Marschalls Liman zur Folge hat. Trotzdem läßt Enver Pascha die 11. kaukasische Division gegen Tiflis vorrücken, wobei es sogar zu einem Zusammenstoß mit den Truppen des Obersten v. Kreß kommt, also fast zum Kriege im Kriege zwischen den eigenen Verbündeten.

So sehr verwirren sich die Verhältnisse während Seeckts Kommando in der Türkei.

Erst als die OHL. mit der sofortigen Abberufung aller deutschen Truppen und Offiziere droht, läßt Enver Pascha den weiteren Vormarsch auf Tiflis einstweilen einstellen.

Deutschland beantragt nun eine Konferenz in Konstantinopel von allen verbündeten Zentralmächten, um den Friedensvertrag zwischen Georgien und der Türkei zu beraten. Aber man kommt zu keinem Ergebnis.

In dem großen Wettlauf der deutschen und türkischen Heeresleitungen zu den Ölquellen von Baku müssen die Türken als Sieger angesehen werden.

In der Tat besetzt später, am 14. September, Nuri Pascha, der jüngere Bruder Envers, Baku und findet dort beträchtliche Vorräte an Rohnaphtha, Petroleum usw. vor. Die Rohrleitung war nach dem schon zitierten Pomiankowski angeblich imstande, täglich 80 000 Pud nach Batum zu liefern.

Infolge des Scheiterns der deutschen Politik im Kaukasus wird General v. Lossow, ihr Hauptträger, abberufen und durch Major v. Falkenhausen ersetzt.

Das alles spielt sich im Frühling und Sommer 1918 ab.

Je größer nun die Unstimmigkeiten zwischen der Türkei und der OHL. wurden, desto schwieriger war es naturgemäß für Seeckt, seinen türkischen Generalissimus militärisch bei der Stange zu halten und ihn in dem von der OHL. gewünschten Sinne zu beeinflussen, obwohl er ihn sehr gut zu behandeln versteht.

Am 5. Juni reist er mit Enver Pascha von Konstantinopel nach Batum, um „mit Wehib Pascha die Situation zu besprechen und die für die weiteren Operationen nötigen Anordnungen zu treffen".

Es werden durch Aufstellung der 3. und 9. Armee Sicherungen gegen einen evtl. Vormarsch armenischer Streitkräfte gegen Batum und die Bedrohung des Kaukasus seitens der Bolschewiken und Engländer getroffen.

Als der Streit um Tiflis und Baku zwischen der Türkei und Deutschland direkt gefährlich wird, weil es heißt, daß Deutschland drohe, den türkischen Vormarsch auf Baku mit Hilfe der Donkosaken aufzuhalten und andererseits das jungtürkische Komitee Neigung zeigt, als Antwort auf die Verhandlungen der Deutschen mit den Russen, Emissäre nach der Schweiz zu entsenden und mit der Entente in Fühlung zu treten, bittet Enver seinen deutschen Generalstabschef in das deutsche Große Hauptquartier zu fahren, um zwischen ihm und der deutschen Heeresleitung zu vermitteln.

Erst die schon erwähnte Besetzung Bakus durch die Türken und der Vorschlag Envers, die Beute auf die Verbündeten Staaten zu verteilen, läßt den Zwist in den Hintergrund treten, bis er dann bald durch den Zusammenbruch der Fronten in Bulgarien und Syrien zugleich mit allen deutschen und türkischen Hoffnungen zu Grabe getragen wird.

Alles das, was hier in kurzen Zügen dargestellt worden ist, zeigt ohne weiteren Kommentar, mit welchen enormen Schwierigkeiten und Widerständen Seeckt nach allen Seiten hin als Generalstabschef des Ottomanischen Heeres zu kämpfen hatte.

Es ist durchaus unrichtig, wenn ihm General Liman von Sanders in seinem Buch „Fünf Jahre Türkei" vorwirft, er habe die Türkei „nur theoretisch gekannt" und sich den panturanischen Ideen Envers nicht genug widersetzt.

Es wird ihm im Gegenteil von seinen Kameraden, die damals in der Türkei hohe militärische Stellungen einnahmen, bezeugt, was beispielsweise auch der Inspekteur der Artillerie, der deutsche General Schlee Pascha dem Verfasser gegenüber unterstrich, daß er sich mit bewundernswerter

Schnelligkeit und mit sehr feinem Gefühl für die orientalische Mentalität in die türkischen Verhältnisse eingelebt hat.

Der uns schon bekannte österreichisch-ungarische Militärbevollmächtigte, der, wie wir wissen, in anderen Fällen mit Kritik keineswegs zurückhält, schreibt über Seeckt: „General Seeckt hat seinen Ruf auf seinem neuen Posten in der Türkei in jeder Beziehung gerechtfertigt. Er genoß nicht allein als Militär höchstes Ansehen, sondern erwarb sich auch in allen Kreisen aufrichtige Sympathien. Sein Einfluß auf Enver reichte allerdings nicht hin, um denselben von gefährlichen und verfehlten Operationen abzuhalten. Doch kann Seeckt daraus kein Vorwurf gemacht werden, da Enver im Jahre 1918 infolge seiner schwachen Position in seinen operativen Entschlüssen nicht mehr frei war und oft den jeweiligen Strömungen oder Weisungen des Komitees Rechnung tragen mußte."

Richtig ist, daß die Front in Palästina zugunsten der Operationen im Kaukasus geschwächt worden ist.

Das hat aber Gründe, die sich aus obiger Darlegung ergeben und auch von keinem anderen an Seeckts Stelle zu verhindern gewesen wären.

Persönlich kann Seeckt zusammen mit seiner Gattin am 3. Juni, kurz vor seiner Dienstfahrt nach Batum, in Konstantinopel die Silberne Hochzeit feiern. An diesem Tage überreicht ihm Frau v. Seeckt als Überraschung die in einem schönen Ledereinband zusammengefaßten „Briefe eines deutschen Generalstabschefs an seine Gattin".

Inzwischen nimmt das Verhängnis bei den Zentralmächten seinen Lauf.

Bulgarien, dessen Front durch die Armee des französischen Generals Franchet d'Espérey im September durchstoßen wird, muß um Waffenstillstand bitten und am 29. die Bedingungen unterzeichnen, die einer Kapitulation gleichkommen.

Auch die Front des Marschalls Liman, die man trotz seiner dauernden Vorstellungen geschwächt hat, bricht am 19. September vor der zehnfachen englischen Übermacht zusammen.

Am 5. Oktober werden infolge der überall nicht mehr abwendbar erscheinenden Katastrophe die Noten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei an den Präsidenten Wilson abgesandt, in denen um Vermittlung des Friedens auf Grund der bekannten 14 Punkte gebeten wird.

Die bisherige türkische Regierung wird gestürzt. Damit geht auch Enver seines Postens verlustig. Die neue Regierung vertritt als Großwesir und gleichzeitig als Kriegsminister Marschall Ahmed Izzet Pascha.

Am 30. Oktober schließt die türkische Regierung in Mudros mit dem englischen Admiral Calthorpe den für die Türkei vernichtenden Waffenstillstand ab.

Die einzige Konzession, die Izzet Pascha in loyaler Weise durchficht und erreicht, ist die, daß die deutschen und österreichischen Militärpersonen, die der Engländer ursprünglich als kriegsgefangen erklären wollte, Frist erhalten, die Türkei im Laufe eines Monats zu räumen.

So kann Seeckt, der offiziell am 31. Oktober von seiner Stellung abberufen wird, mit seinen deutschen Kameraden Anfang November die letzte Stätte seiner Tätigkeit im Kriege verlassen.

Auf der Heimfahrt mit seinem Stabe erfährt er am 10. November die Abdankung des Kaisers.

„Aschfahl und starr, schweigsam und tiefernst, sitzt er stundenlang auf seinem Platze, ohne sich zu rühren", wird von einem Fahrtgenossen berichtet, bis „ein kleiner Junge, sein Patenkind und Sohn eines seiner Generalstabsoffiziere, in das Abteil gesprungen kommt, an dem ‚Onkel Seeckt' emporklettert und ihm einen herzhaften Kuß versetzt*)".

Dann erst überwindet er seine Erschütterung.

*) Generalleutnant v. Metzsch in: „Generaloberst v. Seeckt", Seite 69. Verlag von E. S. Mittler & Sohn.

Nachkriegszeit

Beim Grenzschutz Nord und in Versailles

Aus dem Felde heimgekehrt, in die ganze Trostlosigkeit des Berliner Novembers, gehört Seeckt nicht zu denen, die aus begreiflicher Bitterkeit ihren Säbel hinwerfen, um sich grollend zurückzuziehen oder anderen Berufen nachzugehen.

Eingefangen in so lange getragene Verantwortung gegenüber der Obersten Heeresleitung und seinem Obersten Kriegsherrn kann er sich auch jetzt, wo es keinen Obersten Kriegsherrn mehr und von dem Heere nur noch Trümmer gibt, dennoch nicht einem Verantwortungsgefühl entziehen. Es ist die Verantwortung für das Vaterland, die ihn im Unglück, in der Katastrophe erst recht ruft.

Dort, wo ihm die Gefahr am drohendsten zu sein scheint, an den blutenden Grenzen des Reiches im Osten, stellt er sich dem Oberkommando Grenzschutz Nord als Chef des Generalstabes zur Verfügung.

Am 10. Januar 1919 tritt er seinen Dienst an und sucht nun zu retten, was zu retten ist, aus den Trümmern aufzubauen und in dem wirren Durcheinander zu organisieren.

Es ist die Zeit, in der die roten Armeen vom Osten her gegen die deutsche Grenze drängen, vor der im Baltikum sich nur dünne Linien von Freikorps heroisch zur Wehr setzen. Die Zeit, in der innerhalb Deutschlands Kommunisten und Spartakisten überall die Brandfackeln des Aufruhrs schwingen, die Soldatenräte ihr Unwesen treiben.

Das AOK. Nord in Bartenstein ist auch vorgesetzte Behörde des Generals Graf v. d. Goltz, der am 1. Februar als Gouverneur von Libau und Komman-

dierender General des VI. Reserve-Korps den Befehl über die tapferen Freikorpskämpfer im Baltikum, Major Bischoff, den Führer der Eisernen Brigade, Major Fletcher, den Führer der Baltischen Landeswehr, und die 1. Garde-Reserve-Division übernimmt.

Alle diese Truppen erwarten ungeduldig den Befehl zum Angriff auf die Bolschewisten.

General v. d. Goltz erwähnt in seinem Buche „Als politischer General im Osten", in dem er auch die Baltikumkämpfe beschreibt, mehrfach General v. Seeckt. Im Hinblick auf seine Angriffspläne schreibt er zunächst:

„Der Generalstabschef des AOK. Nord, General v. Seeckt, stimmte mir zu, wollte sich aber mit der Bahn Murawiewo—Schaulen als Querverbindung begnügen. Das hätte aber auch keine kürzere, leicht zu haltende Linie ergeben. Dies sah das AOK. ein und gab die erforderlichen Befehle für die Mitwirkung der äußerst schwachen rechten Nachbarabteilung, die anfangs unter einem Generalkommando stand, dann aber sich zur Brigade Schaulen entwickelte. Ich erbat nur das Halten des Anschlusses. Das Vortragen des Angriffs sollte vom VI. Reservekorps erfolgen."

Dann kommt er auf die pazifistischen Umtriebe in der Heimat, die Opposition der Roten gegen den „politischen General im Osten" zu sprechen und sagt:

„Das Armee-Oberkommando in Bartenstein in Ostpreußen war mit den Absichten des VI. Reservekorps durchaus einverstanden, hatte aber Schwierigkeiten, die Genehmigung des Ersten Generalquartiermeisters in Kolberg, General Groener, zu erlangen, weil dieser auf den Pazifismus der Weimarer Regierung glaubte Rücksicht nehmen zu müssen. Die militärischen Gründe, eine kürzere, leichter zu haltende Linie zu gewinnen, waren aber so einleuchtend, daß man nachgab und schließlich wir das große politische Ziel der Wiedereroberung und Befreiung ganz Kurlands durchsetzten. Dankbar gedenke ich hierbei des Oberbefehlshabers in Bartenstein, General v. Quast, seines

Stabschefs General v. Seeckt und des Ia Major Freiherr v. Fritsch, des heutigen Oberbefehlshabers des neuen deutschen Heeres."

Man ersieht daraus die damaligen Befehlsverhältnisse, aber auch schon den Keim der Unstimmigkeit in den Auffassungen bei den höheren militärischen Stellen, die sich im Hinblick auf Versailles dann stark verschärfen sollten.

Einstweilen ist auch der Reichswehrminister Noske für das Vortragen des Angriffs.

Jedenfalls ist Seeckt auf der Seite derjenigen, die die Bedeutung dieses Angriffs zur Abwehr des Bolschewismus von Deutschlands Grenzen erkennen und die Kämpfenden in Kurland nach Möglichkeit unterstützen.

Nicht lange bleibt Seeckt auf diesem Posten. Als im April 1919 die sogenannte deutsche Friedensgesandtschaft nach Versailles zusammengestellt wird und im Schoße der Reichsregierung beraten wird, wen man als Leiter der militärischen Vertretung entsenden könne, tritt der Name Seeckt sofort in den Vordergrund. Ihn qualifizieren nicht nur sein militärisches Wissen, sondern auch seine Sprachkenntnisse, die Sicherheit seines Auftretens, seine unerschütterliche Ruhe und sein schon bewährtes Fingerspitzengefühl in der Behandlung von Menschen.

Aber die Aufgabe ist undankbar, muß jedem, der die Unerbittlichkeit des Siegerwillens beobachtet hat, fast aussichtslos erscheinen.

Trotzdem nimmt Seeckt an, zeigt auch hier seine stets bereite Verantwortungsfreudigkeit.

Am Nachmittag des 28. April tritt die Friedensdelegation unter Führung von Graf Brockdorff-Rantzau mit den Sachverständigen und den Pressevertretern, unter denen sich auch der Verfasser befindet, in zwei Sonderzügen die Reise über die belgische Grenze nach Versailles an.

Für jeden, der sie mitgemacht hat, eine erschütternde Fahrt — an Schützengräben, Granatlöchern, verwüsteten Wäldern, zerschossenen Kirchen, an arbeitenden deutschen Kriegsgefangenen, die hoffnungsvoll winken, und an drohenden französischen Fäusten vorüber.

Vor Paris werden wir umgeleitet, sehen die tausend Lichter von ferne. Endlich um 10 Uhr abends Versailles.

Drei Hotels stehen für die Deutschen zur Verfügung, das Hotel des Reservoirs für die Bevollmächtigten und Sachverständigen, das Hotel Vatel für die Presse und das Hotel Suisse für die Sekretäre und Hilfskräfte.

Drei Hotels, zwischen denen die Bürgersteige durch Holzgitter von dem Straßendamm getrennt sind, der von den Deutschen benutzt werden muß, während die Einwohner vor den Gittern, wenn wir von einem Hotel zum anderen gehen, uns ihren Haß und ihre Drohungen entgegenschleudern.

Auch der Teil des großen Trianonparks, der für unsere Spaziergänge reserviert ist, was übrigens der Quartiermeister der Friedensdelegation, Freiherr v. Lersner, erst durch energisches Auftreten erreichen konnte, ist sorgfältig durch Mauern, Zäune und Posten abgesperrt.

Es dauert lange bange Tage, bis die Vollmachten geprüft, die letzten Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Entente mit Italien, Belgien und Japan bereinigt sind und nach mehrfacher Verschiebung des Termins der große Augenblick der Überreichung der Friedensbestimmungen im Saal des Trianon-Hotels gekommen ist.

Als am Abend dieses furchtbaren Tages der weiße Folioband „Conditions de paix" mit dem ungeheuren und ungeheuerlichen Text vor uns liegt, alles fieberhaft Seite nach Seite blättert, um dann die Hauptpunkte die ganze Nacht hindurch an die Regierung in Berlin und an die Zeitungen telephonisch durchzugeben, wird der ganze Umfang der Katastrophe grauenvoll klar.

Oben hinter den erleuchteten Fenstern arbeiten die Übersetzer. Blatt nach Blatt wandert zu den Mitgliedern der Kommission. Brockdorff-Rantzau hat drei Hauptkommissionen zur Prüfung der Friedensbedingungen eingerichtet. In der ersten sind alle politischen und militärischen Fragen von je einer Gruppe von Sachverständigen zu untersuchen, die politischen dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt v. Haniel, die militärischen dem Generalmajor

v. Seeckt vorzulegen, die wieder dem Außenminister ihre Gutachten abzugeben haben.

Es dauert 48 Stunden, bis der Außenminister Graf Brockdorff-Rantzau sich aus den Gutachten der Einzelkommissionen einen Überblick über den Inhalt des ganzen Diktats zu verschaffen vermag.

Das Endresultat faßt er in die Worte zusammen:

„Das dicke Buch war ganz überflüssig. Es wäre einfacher gewesen, man hätte erklärt: L'Allemagne renonce à son existence."

Auch Seeckt liest entsetzt die Bestimmungen über die Abrüstung Deutschlands, liest, wie Deutschlands Wehrmacht völlig zerschlagen werden soll, die unmöglichen Entwaffnungsziffern, das Verbot der allgemeinen Wehrpflicht, die Schleifung der Festungen, die Auflösung des Großen Generalstabs, die Einrichtung eines Söldnerheeres. Und als er zu der Bestimmung kommt, daß dieses Heer aus 100 000 Mann einschließlich 4000 Offizieren bestehen soll, formen auch seine Lippen unwillkürlich das eine Wort: „unmöglich"!

Am Abend des 9. Mai sind die Führer der Kommissionen von Brockdorff-Rantzau zu einer großen Sitzung zusammengerufen. Jeder einzelne gibt sein Votum. Dann werden die Meinungen ausgetauscht. Hier stößt Seeckt mit den sozialistischen Delegationsführern zusammen.

Die Begrenzung auf 100 000 Mann erklärt er für unannehmbar. Bis auf 200 000 Mann könne man im Notfall heruntergehen.

Der sozialdemokratische Reichsjustizminister Dr. Landsberg widerspricht. Er ist, wie seine sozialistischen Genossen, benebelt von den Völkerversöhnungsideen Wilsons. Verficht den bekannten Standpunkt Erzbergers: Man müsse nur erfüllen, dann würde der Gegner „verzeihen" . . .

Daher müsse man sich mit 100 000 Mann zufriedengeben, mit 50 000, mit 30 000, das alles spiele jetzt keine Rolle.

Ganz ruhig sieht ihn Seeckt an und spricht gelassen die Worte, in denen eine Welt von Verachtung liegt:

„Herr Landsberg, wir stehen eben auf einem grundsätzlich anderen Standpunkt."

Es kommt zu dem großen Kampf um die Abänderung der Friedensbedingungen in Versailles. In viereinhalb Wochen arbeiten die deutschen Bevollmächtigten siebzehn Noten aus.

Clemenceau beantwortet sie alle — höflich in der Form. Aber völlig ablehnend.

Seeckt kämpft in dieser Zeit innerhalb der Delegation für das deutsche Heer. Beschwert sich mehrfach, daß den militärischen Interessen von Brockdorff-Rantzau nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt werde.

Er weiß, daß alle politischen und alle wirtschaftlichen Bestrebungen Deutschlands für die Zukunft nutzlos sein werden, wenn es sich das Schwert völlig zerbrechen läßt.

„Politik beruht auf der Macht", schreibt er im Jahre 1931 in einem Vortrage über „Wege deutscher Außenpolitik". „Ein hartes Wort und ganz besonders in dieser Zeit, in der wir seit zwölf Jahren zu hören bekommen, daß die Politik auf dem Rechte beruhe. Nun, wir können vielleicht auch diese These annehmen, wenn wir gleichzeitig zugeben, daß es die Macht ist, die Recht schafft. Wer diese Wahrheit nicht beim sogenannten Friedensschluß von Versailles und nicht bei seiner Durchführung in den vergangenen Jahren, nicht in seiner beabsichtigten Durchführung für die Zukunft erkannt hat, dem fehlt der Sinn für die Wirklichkeit, und wir müssen ihn in seinem Reich der Ideale allein lassen."

Geradezu klassisch ausgedrückt.

Es hat 1919 nur Allzuviele in dem Reich falscher Ideale gegeben. Sonst wäre der Kampf Rantzaus und der Mehrzahl seiner Delegationsmitglieder gegen die Unterzeichnung des Versailler Vertrages nicht verlorengegangen, wäre die Stimmung in Deutschland nicht so defaitistisch beeinflußt worden, was wieder seine Rückwirkung auf die Siegermächte hatte und sie in ihrem Übermut bestärkte.

General v. Seeckt als Chef der Heeresleitung 1924

Es gelingt Seeckt aber nicht, seinen ablehnenden Standpunkt im Hinblick auf das 100 000-Mann-Heer bei dem Führer der Friedensdelegation durchzusetzen. In dem großen Wust der Fragen geht diese einzelne unter.

Als Graf Rantzau am 28. Mai den deutschen Gegenvorschlag überreicht, ist in ihm das Zugeständnis enthalten, daß Deutschland sich mit einem Heer von 100 000 Mann begnügen wolle.

Seeckt hat seinen Standpunkt rechtzeitig in einem Schreiben vom 26. Mai 1919 an die Reichsregierung und den Führer der Delegation gewahrt und jede Mitverantwortung abgelehnt. Er führt u. a. aus:

„Ich stelle ausdrücklich fest, daß nach meiner Überzeugung die von allen urteilsfähigen deutschen Soldaten geteilt wird, eine Armee von 100 000 Mann mit ihrem beschränkten Offizierskorps nicht genügt, um die Deutschland auch in der Voraussetzung des Völkerbundes noch verbleibenden äußeren Aufgaben zu erfüllen, noch seiner inneren Politik den nötigen Rückhalt zu geben. In Verbindung mit der Aufgabe der allgemeinen Dienstpflicht macht sich Deutschland durch seine Zustimmung zu der geforderten Mindeststärke nach innen und außen wehrlos. Ich halte mich für verpflichtet und berechtigt auszusprechen, daß Deutschland durch diese aus politischen Überlegungen des Tages entsprungene freiwillig übernommene Wehrlosmachung das letzte und höchste Gut, seine nationale Ehre opfert. Ein solcher Schritt muß und wird für die innere und äußere Zukunft unseres Vaterlandes die unheilvollsten Folgen haben . . ."

Über diese Meinungsverschiedenheit geht der Sturm der Ereignisse hinweg. Auch ein deutscher Protest in der Frage hätte kaum eine Sinnesänderung bei den Siegermächten hervorgerufen.

Clemenceau wischt alle Gegenargumente der Friedensdelegation mit einer gleichgültigen Handbewegung fort.

Das Ergebnis der deutschen verzweifelten Bemühungen sind nur einige belanglose Zugeständnisse.

Am 17. Juni wird der deutschen Delegation das endgültig redigierte Exemplar der Friedensbedingungen übergeben. In drei Tagen soll sie sich für die Unterschrift oder die Nichtunterschrift entscheiden. Die Frist wird dann auf fünf Tage verlängert.

Die Delegierten und die Sachverständigen fahren noch am gleichen Abend nach Weimar.

In den nun folgenden fünf Tagen bis zur Entscheidung tobt der große Kampf der Meinungen bei der Regierung und den Abgeordneten in Weimar, in ganz Deutschland und leider auch zwischen den Offizieren.

Noch am 17. Juni präzisiert Hindenburg seine Stellungnahme: . . . „Ein günstiger Ausgang der Gesamtoperation ist daher sehr fraglich, aber ich muß als Soldat den ehrenvollen Untergang einem schmählichen Frieden vorziehen."

Der Truppenoberbefehlshaber Noske ist zunächst eines Sinnes mit Graf Rantzau. Dann scheint er für die Unterzeichnung zu sein. Am 23. Juni erklärt er, von seinem Amt zurücktreten zu wollen, wenn unterschrieben werde. General Maercker, der Kommandeur der zum Schutze der Nationalversammlung in Weimar zusammengezogenen Truppen, hat ihn überzeugt.

Aber Groener gibt, von Ebert telephonisch angefragt, als erster Generalquartiermeister, nach schwerem Kampf seine Ansicht ab: . . . „der Friede müsse unter den vom Feinde gestellten Bedingungen abgeschlossen werden*)."

Das ist das Signal zum Umfall der Nationalversammlung.

Erzberger und seine Freunde haben gesiegt.

Nur zwei Männer kehren nach Versailles zurück, um am 28. Juni 1919 die Unterzeichnung des Friedensvertrages im Spiegelsaal zu Versailles zu vollziehen: Der neue Reichsaußenminister Hermann Müller und der neue Reichsjustizminister Dr. Bell.

*) Erich Otto Volkmann: Am Tor der neuen Zeit, S. 174 (Gerhard Stalling Verlag).

Generalmajor v. Seeckt hatte als militärischer Sachverständiger zu Versailles sein Votum abgegeben: „Unmöglich"!

Er ist auch in Weimar nicht umgefallen.

Seine Mission war beendet.

Das Kapp-Intermezzo

Schicksalsschwere Nacht vom 12. zum 13. März 1920.

Zwar ist es nicht mehr notwendig, daß das marxistische Capitol durch Gänsegeschnatter gewarnt wird.

Die hohen Herren der Reichsregierung sind längst alarmiert. Sie gleichen einem Hühnervolk, über dem der Habicht kreist.

Die Reichskanzlei ist erfüllt von ängstlichem Geflatter. Im Zimmer des Reichskanzlers Gustav Bauer beraten die eilig zusammengerufenen Minister, während unweit von ihnen im Tiergarten schon der Marschtritt der heranrückenden aufsässigen Brigade Ehrhardt durch die Nacht dröhnt.

Vielleicht sind einige unter den Ministern, die von diesem Marsch auf Berlin überrascht wurden, obwohl das Alarmsignal bereits am 10. März deutlich genug gewesen ist, als General Freiherr v. Lüttwitz, dem als Reichswehr-Gruppenkommandeur I die Garde-Kavallerie-Schützen-Division und die Marine-Brigaden Ehrhardt und v. Loewenfeld unterstellt sind, dem Reichspräsidenten Ebert bestimmte Forderungen stellte, die nicht anders gewertet werden konnten, als das Ultimatum eines frondierenden militärischen Führers.

Da war Auge in Auge mit dem Reichspräsidenten selbst vom General v. Lüttwitz nicht weniger gefordert worden als: sofortige Reichstagswahlen, Wahl des Reichspräsidenten durch das Volk, Besetzung der Ministerien durch sogenannte „Fachminister", keine weitere Verminderung der Reichswehr,

Absetzung des Generals Reinhardt als Chef des Generalstabes und, statt seiner, Ernennung des Generals Wrisberg.

Zwar war diese dramatische Unterredung zwischen dem Reichspräsidenten und dem Reichswehrminister Gustav Noske einerseits, General v. Lüttwitz, seinem Stabschef Generalmajor v. Oldershausen und dem Kommandeur des Wehrkreises III Generalleutnant v. Oven andererseits seltsam ausgelaufen.

Unter normalen Verhältnissen hätte ein Reichswehrminister mit starker Hand einen solchen General kurzerhand verhaftet. Noske hatte sich damit begnügt, Lüttwitz zu bedeuten, daß ein derartiges Auftreten nicht geduldet werden könne. Allerdings hatte man daraufhin ein Abschiedsgesuch des Generals erwartet. Vergebens. Erst in den Nachmittagsstunden des folgenden Tages hatte sich Ebert dazu aufgerafft, von sich aus Lüttwitz abzusetzen und Haftbefehle gegen die am schwersten belasteten Offiziere, wie Oberst Bauer, Major Pabst und den Generallandschaftsdirektor Kapp zu erlassen, Befehle, die nicht mehr ausgeführt werden konnten. Sie hatten nurmehr die Wirkung eines Startschusses für den Aufbruch der Brigade Ehrhardt aus dem Döberitzer Lager.

Mit so rascher Antwort aus Döberitz auf die Absetzung der militärischen Führer hatten die Minister nicht gerechnet. Das ist die einzige Erklärung für ihre Bestürzung. Es kam hinzu, daß Admiral v. Trotha, den der Reichswehrminister als zuverlässig ansah, und der im Auto zur Erkundung der Lage nach Döberitz geschickt war, gemeldet hatte, im Lager sei alles ruhig. Erst die Generäle v. Oven und v. Oldershausen, die später am Abend zur weiteren Aufklärung nach Döberitz beordert wurden, waren mit der Meldung zurückgekommen, daß Ehrhardt dieselben Forderungen stelle wie Lüttwitz und tatsächlich im Begriff sei, auf Berlin zu marschieren.

Auf Grund von Verhandlungen mit Ehrhardt sei lediglich zu erreichen gewesen, daß für die Annahme seiner Bedingungen eine Frist bis 7 Uhr früh gesetzt wurde. Solange sollte der Marsch angehalten werden.

So haben die Minister noch einige Stunden Zeit zur Beratung, während im Tiergarten die Brigade Ehrhardt Gewehr bei Fuß steht.

Während in der Reichskanzlei Entschlüsse gefaßt und wieder verworfen, alle Möglichkeiten erwogen werden, hat im Reichswehrministerium Noske seine Offiziere, die Generäle und Abteilungschefs zusammengerufen.

Am Beratungstisch sitzt ruhig und gelassen wie immer, mit undurchdringlichem Gesicht, General v. Seeckt, seit dem 24. November 1919 Chef des Truppenamtes.

Noske, sichtlich erregt und nervös, weil er im Geiste schon das marxistische Gebäude der Reichsregierung zusammenstürzen sieht, berichtet kurz über die politische Lage. Für Berlin und die Regierung bestehe unmittelbare Gefahr. Ein sofortiger Entschluß sei notwendig. Vergeblich habe sich die Regierung bemüht, mit Lüttwitz und Ehrhardt eine Einigung zu erzielen. Nunmehr halte er es für seine Pflicht, gegen die Meuterer mit allen Machtmitteln des Staates vorzugehen. Die Waffen müßten sprechen. Aufgabe der hier versammelten Generale sei es, zur Lage Stellung zu nehmen und Vorschläge zur militärischen Abwehr des Angriffs der Meuterer zu machen.

Dann nimmt General Reinhardt, der als regierungsfreundlich bekannte Chef der Heeresleitung, das Wort: „Angesichts der Kollision zwischen Fahneneid und Kameradschaft wird jedem von uns das Handeln schwerfallen. Aber dennoch müssen wir mit der Waffe in der Hand den Aufrührern sofort entgegentreten. Ihr Unternehmen, das von unerhörtem Leichtsinn zeugt, bedroht den Bestand des Reiches. Es darf in solcher Situation für die Reichswehr keine Neutralität geben. Je rascher wir handeln, um so schneller wird der Spuk verfliegen*)."

Schweigend sitzen die Offiziere. Eine stumme Mauer des Widerstandes. Sie wissen nur allzu genau, was ihr Chef von ihnen erwartet. Zu ihrer Verfügung stehen in Berlin noch einige tausend Mann Reichswehr. Diese

*) Kurt Caro u. Walter Oehme: Beitrag zur Geschichte der Gegenrevolution (Rowohlt Verlag) S. 97.

sollen gegen die heranrückenden Truppen Ehrhardts mobilisiert werden. Das würde mehr als Bruderkrieg bedeuten, nämlich schwerste Erschütterung der Reichswehr selbst. Aber noch wagt niemand eine Äußerung, durch die er sich festlegen müßte.

Da strafft sich die Gestalt des Generals v. Seeckt. Den Blick fest auf den Reichswehrminister gerichtet, wagt er als einziger auszusprechen, was die anderen fühlen. Mit beherrschter Stimme, die vielleicht nur ein wenig heiser ist vor Erregung, formuliert er seine Entscheidung schon im ersten Satz: „Es kann doch keine Rede davon sein, daß man Reichswehr gegen Reichswehr kämpfen läßt."

Die anderen atmen auf.

Mit scharfer Fragestellung fährt der General fort, sich direkt an Noske wendend: „Haben Sie, Herr Reichswehrminister, denn die Absicht, am Brandenburger Tor eine Schlacht schlagen zu lassen zwischen Truppen, die vor anderthalb Jahren Schulter an Schulter gegen den Feind gefochten haben? Ich muß bei aller Loyalität gegenüber der Reichsregierung und bei aller Gegnerschaft gegen Putschversuche die Verantwortung für solchen Kampf ablehnen. Eine solche seelische Belastung kann den Truppen unmöglich zugemutet werden."

Nun, nachdem Seeckt den gordischen Knoten mit einem klaren Hieb zerschnitten hat, raffen sich auch die anderen zur Stellungnahme auf. Nicht bei allen ist das Nein so furchtlos und präzise wie bei Seeckt. Manche versuchen eine direkte Beantwortung dadurch zu umgehen, daß sie darauf hinweisen, die zur Verfügung stehenden militärischen Kräfte seien zu schwach, um den Stoß Ehrhardts aufhalten zu können. Ein bewaffneter Widerstand würde nur ein nutzloses Blutbad zur Folge haben.

Noske ist blaß geworden. Er hatte erwartet, daß die Führer der Reichswehr, für die er bei seinen sozialdemokratischen Kollegen trotz deren Mißtrauen manche Wünsche durchgesetzt hatte, zu ihm halten würden. Nun sieht

er sich tief enttäuscht. Fühlt zugleich, daß solche Ablehnung im entscheidenden Augenblick ihm das Verbleiben auf seinem Posten unmöglich macht.

Er bricht die Verhandlungen ab. Er würde dem Reichskabinett Bericht erstatten. Die Reichsregierung werde alle weiteren Entscheidungen treffen.

Noske weiß genau, daß er sich nur einen Abgang schafft, daß im Grunde mit der ersten Erklärung des Generals v. Seeckt die Entscheidung schon gefallen ist.

Um 1 Uhr nachts verläßt der Reichsminister mit den Herren seiner Begleitung, seinem Adjutanten, Major v. Gilsa, und dem Pressechef der Reichsregierung, Ministerialdirektor Rauscher, das Dienstgebäude, das er nicht mehr betreten sollte.

Nach seinem Bericht über das negative Ergebnis der Besprechung mit den Offizieren vor den in der Reichskanzlei versammelten Ministern beschließt die Reichsregierung, Berlin zu verlassen. Den im Nebenzimmer wartenden Offizieren wird der Befehl erteilt, das Abrücken der Reichswehrtruppen, die das Regierungsviertel besetzt halten, zu veranlassen.

Widerstandslos kann Ehrhardt mit klingendem Spiel am Morgen des 13. März durch das Brandenburger Tor ziehen.

Der weitere Verlauf des sogenannten Kapp-Putsches ist bekannt.

Festzustellen war hier, daß durch das mutige und besonnene Auftreten des Generals v. Seeckt ein verhängnisvoller Kampf von Reichswehr gegen Reichswehr verhindert worden ist.

*

Bezeichnend für Seeckt ist, daß er sich in diesen weiteren Verlauf des Kapp-Putsches, dessen ungenügende Vorbereitung und abenteuerlichen Charakter er wohl durchschaute, nicht verstricken ließ.

Er war nicht ohne weiteres bereit, sich nun auch dem Reichswehrminister der Kapp-Regierung, General v. Lüttwitz, zur Verfügung zu stellen. Er hatte nur das Wohl und Wehe der Reichswehr im Auge und wartete ab.

Mit ihm weigerten die Generäle v. Oven und v. Oldershausen der Kapp-Regierung den Dienst.

Diese Haltung hatte auf den Lauf der Ereignisse wenig Einfluß. Den Todesstoß erlitt die unentschlossene und zaudernde Kapp-Regierung durch den Generalstreik der Gewerkschaften. —

Nach dem Zusammenbruch des kurzen nationalen Regierungsversuches ruft die alte sozialdemokratische Reichsregierung das Parlament nach Stuttgart. Bei der dortigen Tagung richtet der sozialdemokratische Führer Scheidemann herbe Angriffe gegen Noske. Dieser reicht daraufhin sein Abschiedsgesuch ein. Ebert zaudert. Er möchte den um seine Partei so verdienten Mann, der infolge seiner persönlichen Haltung auch bei den Offizieren in Ansehen stand, nicht missen. Vielleicht hofft er sogar, daß Noske nach dieser letzten Erfahrung energischer durchgreifen und die Belange der marxistischen Regierung in der Reichswehr um so verläßlicher wahren werde.

Aber die sozialdemokratische Partei will nichts mehr vom Reichswehrminister Noske wissen, dem die Demokratisierung der Reichswehr in ihrem Sinne nicht gelungen ist und erreicht bei Ebert die Annahme des Rücktrittsgesuches.

Ein kritischer Moment für die Reichswehr. Denn die Linksparteien drängen auf einschneidende Veränderungen bei den Kommandostellen. Sie wollen sie zu einem gefügigen Instrument ihrer Politik machen. Ein interner Kampf um die Besetzung der verantwortlichen Stellen in der Reichswehr beginnt. Viel genannt wird der Name eines links gerichteten Generals für den Posten des Reichswehrministers. General Reinhardt hätte man gern als Chef der Heeresleitung behalten, hatte er doch auf die Truppen Ehrhardts schießen lassen wollen.

Das Ergebnis ist anders, als es die Wünsche der Linksparteien hätten vermuten lassen.

Chef der Heeresleitung wird General Hans v. Seeckt.

Nichts zeigt besser, welches Ansehen als militärischer Fachmann und Charakter Seeckt selbst in dieser marxistisch verseuchten Zeit besaß, als diese Ernennung. Sie zeigt gleichzeitig, wie taktisch richtig sein Verhalten im Interesse der Reichswehr war, als er nach Verhütung der Katastrophe sich nicht blindlings in ein politisches Abenteuer hineinreißen ließ, obwohl es von nationaler Seite inszeniert wurde. Hätte er sich anders verhalten, wäre seine Ernennung und damit die Grundsteinlegung für sein späteres nationales Werk unmöglich geworden.

Allerdings erhält er als Reichswehrminister und Vorgesetzten den Demokraten und ehemaligen Nürnberger Oberbürgermeister Otto Geßler, der als „roter Bürgermeister" bekannt geworden ist, und den Linksparteien als Wahrer ihrer Interessen gilt. Ferner wird Seeckt ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei, Stuck, als parlamentarischer Staatssekretär im Wehrministerium gewissermaßen zur Aufsicht beigegeben. Aber diesem besonderen Vertrauensmann der Linksparteien gelang es nie, eine Rolle zu spielen. Er wurde nur zu einer vorübergehenden Statistenfigur.

Chef der Heeresleitung

Nun steht Seeckt an der höchsten militärischen Kommandostelle.

Wohl selten in der Geschichte der Armeen hat ein General eine so verantwortungsvolle Aufgabe unter so ungünstigen Verhältnissen und in so schwieriger Zeit übernommen.

Die Aufgabe des Reichswehrministers und des Chefs der Heeresleitung hatte ein doppeltes Gesicht. Einmal mußten die Bestimmungen des Versailler Diktats durchgeführt, mußte die Herabsetzung der Heeresstärke in stetem Ringen mit dem Feindbund vorgenommen werden.

Im April 1920 betrug die Kopfstärke des Reichsheers noch 11 525 Offiziere und 220 018 Mannschaften. Bis zum 10. Juli sollte die Herabsetzung auf 200 000 Mann erfolgen. Um das Maß der endgültigen Verringerung, das von der Entente auf 100 000 Mann festgesetzt war, mußte gefochten werden.

Dieser Endkampf wurde ausgetragen auf der Konferenz zu Spa.

Zur Zeit dieser Konferenz Anfang Juli hatten sich die Sozialdemokraten aus der Regierung zurückgezogen, war das Kabinett Müller dem Kabinett Fehrenbach mit Dr. Simons als Außenminister gewichen. Bei Beginn der Konferenz, der ersten großen nach Versailles zwischen Frankreich, England, Italien, Belgien, Japan und Deutschland, waren nur der Reichskanzler, der Reichsaußenminister und die deutschen Wirtschaftsdelegierten, darunter Hugo Stinnes, anwesend.

Eigentlich sollte sie zu Verhandlungen über Reparationen dienen. Hinzu kam der Kohlenkonflikt, hervorgerufen durch die Herabsetzung der Kohlenlieferungen durch Deutschland, weil die Kohlenforderung des Feindbundes als übertrieben hoch angesehen wurde. Allerdings war schon in der Einladung der Entente an Deutschland nach Spa die Drohung der Ruhrbesetzung in Verknüpfung der Reparationsfrage mit angeblichen Verfehlungen Deutschlands auf dem Gebiet der Reduzierung der Reichswehr, der Zerstörung von Kriegsmaterial und mit Anschlägen auf Mitglieder alliierter Missionen enthalten gewesen.

Plötzlich erklären die Vertreter der fremden Mächte, daß die Anwesenheit des Führers der deutschen Heeresfriedenskommission, Major Michaelis, nicht genüge, man könne ohne den deutschen Reichswehrminister und den Chef der Heeresleitung nicht verhandeln.

Auf ein entsprechendes Telegramm aus Spa reisen Geßler und Seeckt am 6. Juli von Berlin ab und werden am 7. in Aachen mit Automobilen abgeholt.

Die Stimmung ist, wie in Versailles, noch eisig. Die Deutschen werden isoliert untergebracht. Die fremden Offiziere grüßen die deutschen Militärs nicht. Die Belgier haben die Geschmacklosigkeit, als Konferenzstätte dieselbe

Villa Fraineuse zu wählen, in der sich der letzte Akt des Kaiserdramas abgespielt hat.

Noch am gleichen Nachmittag, dem 7. Juli, ist die erste Zusammenkunft. Millerand präsidiert. Neben ihm an der Querseite des Beratungstisches haben Platz genommen: Foch und der französische Finanzminister Marsal. Auf seiner anderen Seite: der Belgier de la Croix, die Engländer Lloyd George und Lord Curzon. Weiter anschließend an der rechten Querseite des Tisches: Worthington Evans, Hanliee, Graf Sforza, Bertolini, Marquis de Torreterra, Huymans, Jaspar, Maclin.

Auf der linken Längsseite: Le Troqueur (Öffentliche Arbeiten), Berthelot (Chef der politischen Sektion), die japanischen Delegierten, Fehrenbach, Simons, Dr. Geßler, General v. Seeckt, Major Michelis. Zwischen den beiden letzten Hauptmann v. Goldammer, Referent bei der Heeresfriedenskommission und späterer Adjutant Seeckts.

Vier Tage lang geht zunächst die Erörterung über das deutsche Gesuch um Hinausschiebung des Termins für die Herabsetzung des Reichsheers auf 100 000 Mann.

Die Zusammensetzung der deutschen Delegation hat nicht gerade sehr günstige Wirkung. Das Auftreten des alten Fehrenbach ist eher peinlich. Als er in weinerlichem Tone seine große Rede hält, wie schwer es Deutschland habe, die Entwaffnung durchzuführen, wirft Lloyd George zynisch ein: „Jetzt fängt der deutsche Kanzler an zu weinen."

Dieser Eindruck wird in einer späteren Sitzung wegen der deutschen Kohlenlieferungen wenigstens dadurch wett gemacht, daß Hugo Stinnes entgegen den Gewohnheiten der Konferenz aufsteht und sagt: „Ich spreche stehend, damit ich meinen Feinden ins Auge sehen kann."

Erreicht wird auf deutscher Seite im Hinblick auf den Umfang der Reichswehr nichts. Es bleibt bei der Herabsetzung auf 100 000 Mann. Lediglich der Termin für die Herabsetzung wird auf den 1. Januar 1921 verschoben —

unter Androhung der Ruhrbesetzung oder anderer Gebiete als Sanktion im Falle von Verstößen gegen militärische Vorschriften.

Während der Sitzungen spricht General v. Seeckt kein Wort. Er ist nur schweigender Beobachter.

Am 16. Juli 1920 ist die Konferenz von Spa vorüber.

Ebenso schweigend geht Seeckt, nach Berlin zurückgekehrt, an sein schweres Werk.

Deutsche Entwaffnung, deutsche Knechtung waren der Sinn der Konferenz von Spa gewesen.

Nun hieß es, im Rahmen des „Erlaubten" Deutschland eine um so schärfere, um so biegsamere Waffe zu schmieden.

„Dabei ergoß sich", schreibt Werner Freiherr v. Rheinbaben*), „eine kaum übersehbare Schar von Kommissaren in Uniform und Zivil über die Reichshauptstadt, über Länder und Provinzen. Es gab unvermeidbare Zwischenfälle, Beschwerden, Drohungen, horrende Geldbußen, Reitpeitschenschläge und Messerstiche. Nach einem internationalen Naturgesetz haben solche Kommissionen das Bestreben, ihr Daseinsrecht an jedem Tage von neuem zu beweisen . . . Bis auf wenige belanglose Einzelfälle hat man den Sieger-Kontrollorganen in Deutschland nichts Böses getan und mit bewundernswerter Selbstverleugnung haben jahrelang in stiller und harter Pflichterfüllung die Offiziere der alten Armee und Marine ihnen die Vornahme ihrer Tätigkeit ermöglicht. Auch das gehörte zum „Dienst" der neugeschaffenen Reichswehr . . ."

Chef des internationalen Überwachungsausschusses war der französische General Nollet. Er stolzierte, fast immer von einem Stab von Offizieren begleitet, wie ein Pfau daher, stets bereit, irgendeine lächerliche Kleinigkeit als „groben Verstoß" gegen das Versailler Diktat zu bemängeln oder sich über das Verhalten irgendeines deutschen Offiziers zu beschweren.

*) Von Versailles zur Freiheit, Hanseatische Verlagsanstalt, S. 39 ff.

Sein direkter Gegenspieler war in der Rolle des Chefs der deutschen Heeres-Friedenskommission — der offizielle Titel lautete „Bevollmächtigter des Deutschen Reiches bei den interalliierten Überwachungsausschüssen" — der uns schon bekannte Generalleutnant v. Cramon. Auch hier zugleich würdevoller und energischer Wahrer deutscher Belange, und daher Nollet ein Dorn im Auge. Schon zu Noskes Zeiten hatte sich der Franzose wiederholt über den Ton des deutschen Generals in seinen Noten an die Überwachungsausschüsse beschwert. Man muß es Noske lassen, daß er es verstanden hatte, den deutschen Bevollmächtigten wirkungsvoll und teilweise nicht ohne Humor gegen die Plänkeleien Nollets zu schützen.

Diese Aufgabe fiel nun Dr. Geßler, d. h. im Grunde also General v. Seeckt zu. Denn Geßler gab als Nichtfachmann nur die Deckung des Ministeriums für die Entscheidungen, die tatsächlich Seeckt im Hintergrunde diktierte.

Seeckt vermied nach Möglichkeit die persönliche Berührung mit den fremden Kontrolleuren, war in seiner Haltung durchaus korrekt und höflich, aber eisig.

Niemals hat er über die dienstlichen Begegnungen hinaus gesellschaftlichen Verkehr mit den interalliierten Offizieren gepflegt.

Dabei ließ er sich, wenn einmal eine Entscheidung getroffen war, zu der er sich berechtigt und verpflichtet glaubte, durch nichts von ihr abbringen, auch wenn Nollet noch so heftig protestierte und mit außenpolitischen Verwicklungen drohte.

Als Beispiel für seine Herrennatur und seine Energie erzählte Herr v. Cramon dem Verfasser folgenden Vorfall. Es handelte sich um die Ablieferung eines größeren Postens von deutschen Militärgewehren, die noch ungebraucht in Stuttgart lagerten. Das Kriegsministerium wollte diese Gewehre gegen schon gebrauchte bei der Reichswehr umtauschen und die gebrauchten zur Ablieferung bringen. Die Botschafterkonferenz in Paris hatte einen entsprechenden Antrag auch genehmigt. Aber General Nollet, päpstlicher als der Papst, verbot den Transport der Waffen nach Pommern, wo sie zur dienstlichen Verteilung gelangen sollten. Zwischen Nollet und Cramon kam es zu

einer heftigen Auseinandersetzung. Der Franzose behauptete, man könne nicht wissen, was auf dem langen Transport von Stuttgart nach Pommern mit den Waffen geschehen würde. Auf den Einwand Cramons, man könne doch die Waggons plombieren, verstieg sich Nollet zu der Bemerkung, Plomben könnten leicht ersetzt werden.

Cramon ging zu Seeckt mit der Frage, was man nun tun solle. Der Transport der Waffen sei ja schon befohlen, Nollet hätte ihn aber verboten.

General v. Seeckt antwortete knapp und bündig: das sei ihm völlig gleichgültig. Der Transport habe zu rollen.

Und so geschah es auch, — ohne daß Weiterungen daraus entstanden.

Freilich war Seeckt an die Ausführungsbestimmungen des Versailler Diktats gebunden. In Spa hatte man sich zu der Konstruktion der deutschen Reichswehr erneut verpflichten müssen. Die Grundlinien in großen Zügen hießen hierbei: Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht, Aufbau des Heeres auf der Grundlage der zwölfjährigen Dienstzeit und Befolgung aller Ausnahmebestimmungen für die deutsche Bewaffnung.

Auf die Dauer konnte Seeckt den General v. Cramon als Bevollmächtigten nicht halten. Als Nollet sich bei anderer Gelegenheit wieder über den Ton in einer Note der Heeres-Friedenskommission beschwerte und drohte, jeden Verkehr mit ihr abzubrechen, um nur noch über das Auswärtige Amt zu verhandeln, trat Cramon, da er von der Regierung nicht hinreichend unterstützt wurde, von seinem Posten zurück.

Das sind einzelne Züge von dem nach außen gerichteten Gesicht der großen Aufgabe, die Reichswehr zu schaffen.

Der innerpolitische Teil der Aufgabe war fast noch schwieriger.

Als Seeckt nach dem Kapp-Putsch sein neues Amt antrat, glich Deutschland einem brodelnden Hexenkessel. Überall glühte das Feuer des bolschewistischen Aufstandes unter der Asche. Die nationalen Löschmannschaften, die fast ausschließlich aus den Freikorps bestanden hatten, waren erbittert und unzufrieden, weil ihnen nicht gestattet worden war, die Entwaffnung der gesamten

Bevölkerung, besonders in den am meisten gefährdeten Zentralen, wie dem Ruhrgebiet und Oberschlesien, restlos durchzuführen.

Nur so ist es zu erklären, daß nach dem Kapp-Putsch die Aufstellung einer ganzen roten Armee im Ruhrgebiet möglich wurde, was dann zu dem bekannten tief traurigen und blutigen Kampfe Deutscher gegen Deutsche führte, wobei von den bolschewisierten roten Arbeitern erschreckende Greueltaten vollführt wurden.

Der große bewaffnete Ruhraufstand endete mit einem Sieg der nationalen Verbände und der Reichswehr. Wieder einmal waren es die Freikorps, die das Reich retteten. Denn ohne ihren Einsatz und ihre Hilfsbereitschaft wäre es dem Reichsheer schwer geworden, einen schnellen und vollständigen Erfolg zu erzielen. Immerhin erfolgte die Einkreisung des Hexenkessels unter Oberleitung des Befehlshabers im Wehrkreis VI, Generalleutnant Freiherrn v. Watter, dem die Freikorps aus allen Teilen des Reiches zu Hilfe eilten und dessen Kommando sie sich unterstellten. Watter erhielt seine Befehle selbstverständlich vom Chef der Heeresleitung.

Heute scheint es fast unbegreiflich, wie ich schon in meiner Geschichte der Freikorps ausgeführt habe, daß ein so wertvolles Gebiet wie das Ruhrrevier fast schutzlos gelassen und daher zeitweise dem roten Mob ausgeliefert werden konnte. Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß die von den nationalen Verbänden in die Flucht gejagte marxistische Regierung Deutschlands selbst zum Generalstreik aufgerufen und damit das Signal für die Entfesselung des bolschewistischen Aufstandes gegeben hatte. Sie war nun in die Lage des Zauberlehrlings versetzt, der die Geister nicht loswerden konnte, die er gerufen hatte. Und es ergab sich das groteske Bild, daß die marxistische Regierung dieselben Freikorps zur Rettung des Ruhrgebietes und damit Deutschlands vor dem Bolschewismus zu Hilfe rufen und neben dem Reichsheer einsetzen mußte, die sie eben erst wegen Beteiligung am Kapp-Unternehmen hatte auflösen oder einsperren wollen. Es kämpften also hier Reichs-

wehrtruppen und die Truppen der nationalen Verbände Seite an Seite, die die Regierung vor kurzem aufeinander hatte schießen lassen wollen.

Das sei hier nur als Beispiel angeführt für die geradezu unmöglichen innerpolitischen Zustände, die General v. Seeckt beim Antritt seines neuen Amtes vorfand.

Es mußte ihm von vornherein klar sein, daß ein Aufbau der Reichswehr nur in Angriff genommen werden konnte, wenn es gelang, sie von jeder Verquickung mit solchen Zuständen zu bewahren. Vornehmste Aufgabe der Reichswehr war es, das Reich nach außen hin gegen feindliche Angriffe zu sichern, nicht im Innern als Polizeitruppe die Ordnung aufrechtzuerhalten. Geist und Körper der Reichswehr konnten nur gedeihen, wenn sie für das eine große Ziel ausgebildet wurden, fern von aller Parteipolitik des Tages, abgeriegelt gegen jeden Versuch, sie in irgendwelche revolutionären Experimente hineinzuziehen, mochten diese von der rechten oder von der linken Seite kommen. Es mußte mit anderen Worten ein ummauertes Lager geschaffen werden, gesichert gegen alle Einflüsse von außen her, in dem nur die Gesetze der soldatischen Ausbildung und der soldatischen Disziplin galten. Im Lager selbst durfte parteipolitische Agitation, staatsfeindliche Einstellung nicht geduldet werden. Unbedingt hochzuhalten waren die Werte der alten preußischen Soldatentradition und die Ehre des Soldaten, die in der Erfüllung seiner verfassungsmäßigen Pflicht bestand.

Verantwortlich für seinen militärischen Bereich war der Chef der Heeresleitung als höchste Kommandostelle nur seinem Reichswehrminister, der seinerseits wieder der Reichsregierung gegenüber verantwortlich war.

Das sind Gedanken, die herauszulesen sind aus dem ersten Aufruf des Generals v. Seeckt als Chef der Heeresleitung an sein Offizierkorps. Der Aufruf, Rechenschaft und Programm zugleich ist. Er lautet:

„Das Offizierkorps der Reichswehr steht in seiner Schicksalsstunde. Seine Haltung in der nächsten Zeit wird darüber entscheiden, ob es die Führerschaft im jungen Heer behält oder nicht. Entschieden wird damit zugleich, ob es der

Reichswehr gelingt, das Wertvolle aus der Vergangenheit hinüberzuretten in eine tätige Gegenwart zu einer hellen Zukunft. Mit der Reichswehr ist Bestand und Gedeihen des Volkes und Staates unlöslich verknüpft. Aus zahlreichen Anzeichen entnehme ich, daß vielen Angehörigen der Reichswehr die Lage noch nicht klar geworden ist, in welche wir durch die Ereignisse des März geraten sind, daß wir die Folgen tragen müssen von dem, was politische Kurzsichtigkeit in Gefolgschaft hochverräterischer Bestrebungen angerichtet hat. Es ist das tragische Schicksal solcher Taten, daß die schuldlose Masse für die Schuld einzelner büßen muß. Wenn auch nicht geleugnet werden kann und soll, daß für die Mehrzahl der Verfehlungen das militärische Gehorsamkeitsgefühl entschuldigend eintritt, so dürfen wir doch nicht verkennen und bestreiten, daß in unseren Reihen Verschuldungen vorgekommen sind, die Sühne heischen. Erkennen wir das nicht, geben wir das nicht selbst zu und schlagen wir nicht selbst den Weg zur Besserung ein, dann dürfen wir nicht klagen, wenn von außen her angestrebt wird, ändernd einzugreifen. Ich bin nicht gesonnen, solche Vorkommnisse zu dulden oder zu vergessen. Für Truppen, welche die Ehre des Soldaten verletzt haben, ist in der Reichswehr kein Platz . . . Im festen Vertrauen auf das Offizierkorps bin ich an die Spitze der Heeresleitung getreten — fünfunddreißig Jahre lebe ich in der Armee und für sie. Ihr gehört der Rest meiner Kräfte. Niemand kann tiefer als ich im Herzen die Nöte und Sorgen aller mitempfinden. Wenn wir zusammenstehen, werden wir der Schwierigkeiten wie so oft Herr werden. Es ist nicht zu erwarten, daß ein jeder den Wandel der Zeit in seinem Herzen begrüßt. Durchdrungen aber muß ein jeder von uns von der inneren Überzeugung sein, daß nur, wenn der Soldat treu zu seiner verfassungsmäßigen Pflicht steht, der Weg wieder aufwärts führt."

Die Kritik, die dieser Aufruf von der sozialdemokratischen Seite, aber auch von rechts erfuhr, zeigt, wie unendlich schwierig der Weg war, den sich Seeckt vorgezeichnet hatte und den unbeirrbar zu verfolgen nur ein so über-

legener Geist und eine im besten Sinne soldatisch geschulte Persönlichkeit vermochte.

Von links wurde der Aufruf als Fanfare charakterisiert. Daß Seeckt neben der Betonung der verfassungsmäßigen Pflicht auf das Wertvolle der Vergangenheit hinwies, paßte den kurzsichtigen Sozialdemokraten nicht, die ja die Wehrpolitik des Reiches wie die Außenpolitik durch die kleine Parteibrille zu sehen pflegten.

Den Parteien der Rechten wiederum war die Erklärung nicht nach ihrem Geschmack, daß es sich um politische Kurzsichtigkeit und hochverräterische Bestrebungen gehandelt habe, die Sühne erforderten.

Wenige gab es, die das Entscheidende im ganzen Aufruf erkannten, nämlich den Hinweis auf die Gefahr eines Eingreifens von außen, wenn nicht in der Reichswehr selbst strengste Disziplin in der Ausübung der verfassungsmäßigen Pflicht gehalten wurde. Denn Seeckt sah die Gefahr für die Reichswehr in dieser schicksalsschweren Zeit nur allzu gut, die ihr bei neuer Unvorsichtigkeit des Offizierkorps durch radikale Maßnahmen einer Linksregierung drohen konnte, wobei dann eben wichtige Werte aus der Vergangenheit für die Zukunft des Reiches verlorengehen mußten.

Diese weitblickende Vorsicht einzig und allein im Interesse der Reichswehr machte dann auch die Zustimmung zur Einsetzung einer „Kommission zur Durchführung der Untersuchungen der an dem Kapp-Lüttwitz-Putsch Beteiligten" notwendig. In einer Reihe von Fällen erkannte dieses Amt auf Beurlaubung bzw. Erhebung der Anklage gegen am Putsch beteiligte Offiziere.

Bei Beendigung der Arbeiten des Untersuchungsausschusses am 1. September 1920 sind 60 Offiziere vom Dienst enthoben, während 112 Offiziere schon vor den Ausschußverhandlungen verabschiedet worden waren.

Es ist bekannt, daß von hervorragenden Freikorpsführern, die zum Teil, wie Oberst Bauer, Major v. Stephani und Major Pabst, ins Ausland flüchten mußten, teils wie Hauptmann v. Aulock verhaftet wurden, Seeckt für alle diese Maßnahmen verantwortlich gemacht worden ist.

Dieser Vorwurf geht fehl. Seeckt war nicht die Reichsregierung. Sich deren Weisungen zu widersetzen, auch wenn Offiziere davon betroffen wurden, die sein nationales Herz gern gestützt hätte, stand nicht in seiner Macht, konnte das große Werk des Aufbaus des Reichsheeres gefährden.

Schweigend mußte er die Angriffe noch lange über sich ergehen lassen.

Angriffe von nationaler Seite, obwohl das fortgesetzte Toben der Linken gegen den „Militarismus", den „Geist des neuen Heeres" und das Reichsheer „als Hort der Reaktion" der beste Beweis für das stille Wirken Seeckts im nationalen Sinne gewesen wäre.

Über die Notwendigkeit der Regelung der Freikorpsfrage selbst hat sich Seeckt später, im Jahre 1928, in einem Zeitungsartikel geäußert, der in seinem Buch „Gedanken eines Soldaten" aufgenommen wurde und aus dem man erkennt, wie schwer es Seeckt geworden ist, hier Härten nicht vermeiden zu können. Die Ausführungen, die dazu dienen sollen, den „historisch begreiflichen und sachlich erklärlichen Gegensatz" von Reichswehr und Freikorps als Mißverständnis zu beseitigen, sind so wichtig für die Einstellung Seeckts, so bezeichnend für die damaligen Schwierigkeiten und die spätere Entwicklung, daß sie auszugsweise hier Platz finden müssen.

Es heißt darin u. a.:

„Um die Gegensätze zwischen Freikorps und Reichswehr, die ich eben begreiflich und erklärlich nannte, zu verstehen, muß man sich über Wesensart und Entstehung beider klar werden.

Freikorps sind militärische Ausnahmegebilde. Ihre Lebensdauer ist von vornherein begrenzt. Sie entstehen aus der Not einer Zeit und zu einem bestimmten Zweck. So entstanden die Freikorps nach dem Kriege in einer Stunde der Not und zu dem Zweck, im Innern die Ordnung wieder herzustellen und an den Grenzen das zu schützen, was noch zu schützen war. So mancher, der heute die Freikorps schilt, dankt ihnen, daß er heute noch Haus und Hof besitzt. Der heutige Staat ist unter dem Schutz der Freikorps aufgebaut. Wer das bestreitet, der hat oder will vergessen. Die Freikorps waren

zahlreich und in ihrem Wert sehr verschieden. Es hat unter ihnen wohl disziplinierte Truppen und wilde Horden gegeben. Ihre Zusammensetzung war im allgemeinen die gleiche. Sie bestanden aus Elementen, die nur daran dachten, dem Land in seiner Not zu helfen, und aus solchen, die die Freude am Waffenhandwerk zur Truppe führte. Daß sich in ihren Reihen auch Abenteurer, Arbeitsscheue, Beutegänger drängen, ist nicht zu leugnen und jedem Einsichtigen aus den Verhältnissen der Nachkriegszeit erklärlich. Wie stark die guten Elemente waren oder wie schnell die schlechten ausgemerzt wurden, das war mitentscheidend für den Wert der Freikorps. Ausschlaggebend aber war die Persönlichkeit des Gründers und Führers. Wie dieses Eingeschworensein auf die Person ja das Kennzeichen von Freikorps ist. Hierin liegt ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. In einem Freikorps entwickelt sich ein besonderer Geist, der Freikorpsgeist.

Werfen wir nun einen Blick auf Entstehung und Art der Reichswehr. Ihr Aufbau konnte nur auf weite Sicht erfolgen. Es mußte etwas Dauerndes geschaffen werden. Die Aufgabe war, sie aus dem militärischen Chaos der ersten Nachkriegszeit, unter dem Druck des Feindes, unter den schwersten inneren Erschütterungen Schritt für Schritt zu dem Ziel zu führen, ihr die Gestalt zu geben, die sich die Heeresleitung vorgezeichnet hatte. Die Reichswehr mußte ein einheitliches und gleichmäßig festgegliedertes Ganzes werden, nicht auf die Person, sondern auf die soldatische Pflicht eingeschworen. So entstand der Reichswehrgeist.

Nun beginnt die gemeinsame Geschichte beider, der Freikorps und der Reichswehr, welche der Natur der Dinge nach die einen zum Absterben, die andere zum Aufblühen führen mußte. Eine Periode schmerzlicher Tätigkeit für alle Beteiligten. Diese fällt zusammen mit der uns auferlegten Zurückführung des Heeres von 400 000 auf 100 000 Mann. In der ersten Zahl waren Reste der alten Armee, Freikorps und die Anfänge des neuen Heeres enthalten. Aus dieser Masse war die Reichswehr zu bilden, und man darf nicht übersehen, daß uns nicht nur die Zahl, auch die Formation aufgezwun-

gen war. Dies war der kritische Augenblick, in dem die Freikorps als solche aufgelöst werden mußten. Sie restlos und geschlossen, also unter ihren Führern, in die Reichswehr aufzunehmen, war ausgeschlossen. Aber erhebliche Teile fanden in ihr Aufnahme. Der planmäßige Aufbau des neuen Heeres schrieb eine Führerauswahl nach ganz bestimmten und festen Grundsätzen vor, die nicht um selbst wertvoller Ausnahmen willen durchbrochen werden durften. Ausschlaggebend war, daß in der neuen Reichswehr eine ganz feste, nicht auf die Einzelperson allein begründete Disziplin herrschen mußte. Sich solcher Disziplin bedingungslos zu fügen, dazu waren die Freikorps teils nicht bereit, teils nicht fähig. Bedingungen irgendwelcher Art durfte sich und hat sich die Heeresleitung niemals vorschreiben lassen. Für sie war die Auflösung der Freikorps eine schwere und undankbare Pflicht, aber eine Pflicht, die stärker war als die Dankbarkeit, welche die Reichswehr den Kameraden aus schwerer Zeit gern erzeigt hätte.

Vielleicht verstehen beide Seiten sich jetzt etwas besser und erinnern sich, wie alles wurde und werden mußte." — — — —

Auf wie gefährlichem Wege die Regierung der Weimarer Koalition im Hinblick auf eine Umgestaltung der Reichswehr gedrängt werden sollte, beweist die Rede des Ex-Reichswehrministers Noske vom 5. Mai 1920 vor seinen sozialdemokratischen Freunden:

„Das Kunststück, ein republikanisches Offizierskorps zu bilden, mußte an dem Mangel an Menschenmaterial scheitern. Das ablehnende Verhalten vieler Offiziere war begreiflich nach der Behandlung in den ersten Tagen der Revolution. Daß ihnen allmählich der Kamm schwoll, ist bedauerlich, aber doch begreiflich. Es ist immer durchgegriffen worden. Man hat mir ja niemals Zeit gelassen. Jetzt begeistert man sich wieder für eine republikanische und revolutionäre Arbeitertruppe. Wo wir sie hatten, taugte sie nichts. Sie debattierte und war niemals zur Stelle, wenn Gefahr im Verzuge. In Hamburg haben wir ja das beste Beispiel. Der Reserveoffizier Lampel, ein Mann mit großer Tatkraft und persönlichem Mut, ein Sozialist, war mit

allen Vollmachten Kommandeur. Das Ergebnis war ein vollständiger Kladderadatsch der Truppe, die redet und diskutiert und die Waffen nicht in die Hand nimmt, wenn man sie braucht."

Ein interessantes Eingeständnis.

Die Weimarer Koalition wird allerdings bei den Wahlen zum ersten Reichstag der deutschen Republik am 6. Juni durch das Wachsen der Rechtsparteien und der Unabhängigen Sozialdemokraten besiegt und gesprengt. Aber die Angriffe gegen die Reichswehr im Parlament reißen trotzdem nicht ab. Besonders heftig werden sie am 30. Juli vor Annahme des Gesetzes über die Reorganisierung der Reichswehr auf Grund der Abmachungen in Spa.

Es war außerordentlich weise und geschickt von Seeckt, daß er sich selbst als Chef der Heeresleitung niemals dem Parlament gestellt hat. Mochten die militärischen Belange vom Reichswehrminister selbst oder wie hier von einem besonderen politischen Referenten der Reichswehr vertreten werden.

Seeckt dokumentierte durch seine Zurückhaltung die Konzentration auf sein persönliches Arbeitsgebiet, betonte ein Sichfernhalten von jeder Tagespolitik und vermied es so, sich eine Blöße zu geben.

Ihn interessierte hier nur die Annahme des Gesetzes, um eine Neueinteilung vornehmen zu können. Es wurden drei große Gruppen gebildet, je eine unter dem Chef der Heeresleitung, dem Chef der Admiralität und dem Generalquartiermeister, dessen Ressort allerdings später wieder abgeändert wird.

Dem Chef der Heeresleitung unterstanden Truppenamt, Wehramt, Personalamt und Inspekteure.

Beschlossen wird ferner von der Nationalversammlung die Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit. Jedoch bleibt das Ermittlungsverfahren in den Händen der Militärjuristen.

Die Hauptsache für Seeckt aber ist die Stärkung der Zentralgewalt und der Einheitlichkeit des ganzen Heereskörpers, ohne dabei in eine bürokratische Überorganisation zu verfallen.

Die Gedanken, die ihn dabei geleitet haben, faßt er selbst später in seinem Werk „Die Zukunft des Reiches" unter dem Kapitel „Die Wehrmacht" zusammen, wo er u. a. sagt:

„Die Wehrmacht ist das sinnfälligste Symbol der Reichseinheit. Wie nach außen hin das Reich als unteilbares Ganzes erscheint, dessen innere Struktur diese Einheit nicht schwächen, sondern steigern soll, so müssen auch die nach außen wirkenden Organe diesen Reichscharakter tragen, so die diplomatische Vertretung des Reiches und die Wehrmacht . . .

Die besondere Eigenart des Heeres, das unter ihm eigenen Lebensbedingungen steht, der Standeszusammenschluß, der ihm eigen ist, und die notwendige Zusammenfassung des Heeres in der Hand des Reiches könnten eine Gefahrenquelle für die erforderlichen innigen Beziehungen zwischen Volk und Heer sein. Die Erfahrung gibt solchen Befürchtungen nicht recht. Die Gefahr einer zu großen Zentralisierung ist keine politische, sondern eine für das innere Leben des Heeres. Doppelt groß ist sie bei einem kleinen Heer, das scheinbar über das nötige Maß der Gleichheit und Einheit in allem Entscheidenden hinaus von einer Stelle zu leiten ist. So notwendig und förderlich der einheitliche Geist im Heer ist, so leicht verflüchtigt er sich auf dem Weg der Bürokratie, um an seine Stelle Schreibwesen, Besserwissen, Cliquenwirtschaft treten zu lassen. Völlig unbeschadet seiner Einheitlichkeit kann das nationale Berufsheer mit der Bevölkerung in dauernder, das Vertrauen fördernder Verbindung bleiben, wenn seine Teile durch ihren möglichst dauernden Aufenthalt in bestimmten Teilen des Reiches Gelegenheit haben, sich dieses Vertrauen zu verdienen. Dann werden auch die Bewohner des Landes sich zur Einreihung in „ihre" Regimenter drängen. In diese entstandene oder in guter Entwicklung befindliche Verwandtschaft zwischen Land, Stadt und Heer sollte nicht aus bürokratischen, der Psychologie ermangelnden Erwägungen eingegriffen werden. Schon der kluge Machiavelli lehnt fremde Söldner, die für das Land kein Interesse haben und deren Schicksal dem Volk gleichgültig, in seinem Buch „Vom Fürsten" ab und fordert heimische

Truppen. Im einheitlichen Preußenheer wurde die Stammeszusammengehörigkeit gepflegt, weil man wußte, daß jeder beim Fechten und Sterben gern Heimatlaute hört. In der englischen Armee gilt Regimentstradition und Heimatsgefühl als unerläßliche Lebensbedingung. Mit Stolz und Trauer las man in Wien vom Siegen und Sterben des Hausregiments „Deutschmeister" Nr. 4, in München vom Leibregiment. In diesen wechselseitigen Beziehungen liegt der echte und gesunde Militarismus, den ein Staat von Selbstgefühl nicht entbehren kann."

Wenn Seeckt später solche Gedanken niederschreibt, ist es einleuchtend, daß sie an der Wiege seiner Taten gestanden haben.

Mit dieser Auffassung begegnete er bewußt der Gefahr für ein Söldnerheer mit einer Dienstzeit von zwölf Jahren, dem Volke entfremdet zu werden. Daß die Entente das Ziel der Entfremdung zwischen Volk und Heer bei der Aufzwingung ihrer Bedingungen im Auge gehabt hatte, war ihm nicht zweifelhaft.

Noch andere Gefahren im Hinblick auf die zwölfjährige Dienstzeit mußten berücksichtigt werden. Allzu leicht konnte der einzelne bei so weitem Zeitraum den Dienst als öden Kommiß empfinden und seine geistige Frische verlieren. Deshalb war Seeckt schon in seinen „Richtlinien für die Ausbildung des 100 000-Mann-Heeres" vom November 1919 darauf bedacht, möglichst hohe Anforderungen zu stellen und immer wieder neue Anregungen zu geben, Disziplin nicht durch „geistlose Abrichtung" zu erstreben. Gleichzeitig sollte dafür gesorgt werden, daß der Berufssoldat nicht zu befürchten brauchte, am Ende seiner Dienstzeit sich völlig unvorbereitet einen neuen Beruf suchen zu müssen. Es wurde ihm im Gegenteil durch die Heeresfachschulen Gelegenheit geboten, sich auf einen künftigen Zivilberuf während der Dienstzeit vorzubereiten. Sei es für die landwirtschaftliche Siedlung, für frei wirtschaftliche und technische Berufe oder für die Beamtenlaufbahn.

Wurde so in sozialer Hinsicht für die Mannschaft gesorgt, war Seeckt auch darauf bedacht, seinem Offizierkorps einen hohen Sinn und idealen Inhalt

des Berufes zu geben. Das war nur möglich durch Anknüpfung an die große geistige Tradition der preußischen Armee, an die Vorbilder eines Moltke und Schlieffen und durch die Pflege der Erinnerung an die ehrenvollen Waffentaten des deutschen Heeres im Weltkriege.

Der damalige Reichswehrminister Geßler, dem man trotz des späteren Bruches mit Seeckt das Verdienst nicht absprechen kann, dem General beim Aufbau der Reichswehr wertvolle Hilfe geleistet zu haben, hat das einmal auf der Tribüne des Reichstages zum Ausdruck gebracht, als er am 6. Juli 1922 die Teilnahme der Soldaten an Regimentsfeiern gegen die hetzerischen Angriffe der Linken verteidigen mußte:

„Ich halte es für gesund und dem Geiste des neuen Heeres förderlich, daß dem Soldaten die Erinnerung an die Zeit, in der er für sein Vaterland in Ehren gekämpft und gelitten hat, teuer ist und daß er auch an der Verbindung mit den Kameraden und Vorgesetzten festhält, mit denen er gemeinsam alles durchgemacht hat."

Die große Aufgabe, durch den Neuaufbau eines für Deutschland brauchbaren Wehrinstrumentes den Vernichtungswillen des Versailler Diktats zu parieren, kann nicht präziser und besser ausgedrückt werden, als es Seeckt selbst tut, wenn er in seinem Buch „Die Reichswehr" schreibt:

„Die erste Aufgabe war, aus der aufgezwungenen Lage das Bestmögliche zu entwickeln, nicht im Sinne des Versailler Diktats, sondern in dem bewußten Bestreben, auch bei Innehaltung seiner Zwangsbestimmungen das ihnen innewohnende Gift möglichst unschädlich zu machen, also gewiß nichts Ideales, auch nicht etwas den eigenen Wünschen und dem eigenen Bedarf Entsprechendes, aber doch etwas Lebensfähiges und vor allem etwas Entwicklungsfähiges zu schaffen. Bei dem Neubau waren demnach zwei Gesichtspunkte zu beachten: Es mußte, und zwar möglichst bald, eine in sich geschlossene Organisation entstehen, welche ihr Eigenleben besaß und ihre Rolle im Staat innerhalb der ihr gegebenen Grenzen übernehmen konnte. Dann aber mußte diese Organisation in sich die Keime der Entwicklung tragen . . . Es mußte zu-

gleich ein stets verwendungsbereites, scharfes Instrument sein und mußte doch das Bewußtsein haben, daß es eine Übergangserscheinung war, eine Stufe zu höherer Vollendung. Es mußte ein bewohnbarer, ein wohnlicher Bau sein, und es mußte in seiner Grundlage den späteren Umbau, Ausbau, Erweiterungs-Ergänzungsbau ermöglichen und vorbereiten."

Seeckt selbst hat wohl bei seinem Rücktritt im Jahre 1926 die Überzeugung gehabt, eine feste und dauernde Grundlage für die Reichswehr gelegt zu haben. Sicher hat er nicht geahnt, wie verhältnismäßig rasch durch das Genie Adolf Hitlers auf dieser Grundlage ein Neubau von befreiendem Ausmaße für Deutschlands Wehrfreiheit und Ehre errichtet werden sollte.

Aber schon am 7. Februar 1923 notiert der langjährige englische Botschafter in Berlin, Viscount D'Abernon, in sein Tagebuch*):

„Im Laufe des Jahres 1922 haben sich die Disziplin, die Ausrüstung und die Haltung der deutschen Reichswehrsoldaten im allgemeinen derart gebessert, daß es selbst dem unerfahrensten Beobachter auffällt. In der Zeit, die unmittelbar auf den Krieg folgte, haben die schwankende politische Situation und die Agitation der Arbeiter die Disziplin des Heeres zerstört und bei den Offizieren und Soldaten eine gewisse Nachlässigkeit und Apathie hervorgerufen. Dieser Zustand, der noch im Jahre 1920 beim Kapp-Putsch herrschte, ändert sich jetzt zusehends. General v. Seeckt, der jetzige Chef der Reichswehr, hat viel Energie, Überlegenheit und einen bei einem Preußen auffallenden Weitblick. Unter seiner Leitung ist das Heer, hauptsächlich im Laufe der letzten Monate, zu einem viel brauchbareren Instrument geworden. Die Bedeutung des Sporttrainings wird immer mehr berücksichtigt, und es finden häufig verschiedene Wettkämpfe zwischen den einzelnen Truppenteilen statt.

Die Moral und der Korpsgeist der Truppen haben sich beträchtlich gebessert, hauptsächlich in den Garnisonen der landwirtschaftlichen Bezirke. Die Truppenteile in den großindustriellen Zentren wie Berlin, Mitteldeutschland

*) Memoiren Band II, Seite 199 ff. Paul List-Verlag, Leipzig.

und Ruhrgebiet sind noch immer der kommunistischen Propaganda ausgesetzt, die die Beziehungen zwischen Offizieren und Soldaten zu unterminieren versucht."

Daß Seeckt am 16. Juni 1920 zum Generalleutnant und am 18. Dezember 1920 mit Wirkung vom 1. Oktober 1920 zum General der Infanterie befördert wird, sind nur äußere Merkmale einer stillen, zähen und genialen Aufbauarbeit.

Meilensteine am Wege eines deutschen Soldaten in deutsche Zukunft.

Der Blick nach Osten

Hier und da, und zwar bis in die heutige Zeit, wird gegen Generaloberst v. Seeckt in mehr oder minder versteckter Form der Vorwurf laut, er habe durch Annäherungsversuche an Rußland auf militärischem Gebiete die damalige deutsche Außenpolitik gefährdet und darüber hinaus, ganz allgemein, den Bolschewisten das gefährliche Spiel in Europa sowie besonders ihren schädlichen Einfluß in Deutschland erleichtert.

Es scheint mir am Platze zu sein, die Dinge einmal klarzulegen.

Zunächst müßte man sich wundern, wenn nationale Kritiker, denn nur solche sind hier interessant, eine deutsche Außenpolitik, die sie in der Zeit von der Novemberrevolution bis zur Machterhebung des Nationalsozialismus sonst als Erfüllungspolitik kennzeichnen und verneinen, hier plötzlich deshalb verteidigen wollten, weil ein deutscher General einen Ausweg aus dieser Politik gesucht hätte.

Sodann ist kaum ein heftigerer Gegner bolschewistischer Störungsversuche in Deutschland zu denken, als es Seeckt für seinen militärischen Bereich gewesen ist. Weniger in Worten allerdings, denen der berühmt schweigsame Chef der Heeresleitung abhold war, um so mehr in Taten.

Man denke nur an die energische Säuberung kommunistischer Brandherde unter Mitwirkung der Reichswehr im Ruhrgebiet im Jahre 1920, das Eingreifen der Reichswehr bei den Unruhen in Mitteldeutschland im Jahre 1921, das Einrücken in Thüringen und Sachsen und das Fortfegen der linksradikalen Regierung in Dresden im Jahre 1923.

Wir haben nachträglich den besten Zeugen für unsere Behauptung in Seeckt selbst, und zwar sowohl mit seiner hier schon zitierten Rede „Wege deutscher Außenpolitik" vom Jahre 1931 als auch mit seiner Schrift „Deutschland zwischen West und Ost" (Hanseatische Verlagsanstalt), die in ihrer verblüffenden Logik und seltenen Klarheit im Hinblick auf alle außenpolitischen Belange Deutschlands sehr interessant ist.

Über die hier angeschnittene Frage heißt es dort in persönlicher Beweisführung:

„Wir brauchen der russischen These von der Trennung der Sowjetregierung als der Vertreterin der Politik von der Partei als der Trägerin der Weltrevolutionsidee gar keinen besonderen Wert beizulegen, wir können sie aber benutzen, wenn wir die Nichtbeteiligung der ersteren an unserem Kampf gegen die zweite verlangen. Die Russen werden für diese Unterscheidung volles Verständnis haben, wie sie überhaupt drastischen Argumenten durchaus zugänglich sind. Wir sind jedenfalls bei der Bekämpfung des eigenen Kommunismus vollkommen frei von allen Rücksichten auf die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu Rußland. Sie werden durch keine innerdeutschen Maßregeln gestört werden. Daß sich die offizielle russische Vertretung in Deutschland der Propagierung des Bolschewismus enthält, ist zu verlangen und zu erreichen. Dem Schreiber dieser Zeilen wurde einst von einem deutschen diplomatischen Vertreter in Moskau nahegelegt, er möchte im Interesse der Beziehungen zwischen den beiden Staaten ein gutes Wort für einen Russen einlegen, welcher der Attentatsvorbereitung gegen ihn, den Schreiber, überführt worden war. Er hat es abgelehnt aus der Auffassung, daß die Ermordung eines damals noch im Staatsdienst befindlichen Deutschen eine

Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten sei, die nicht scharf genug zurückgewiesen werden könne."

Es schien ihm also durchaus denkbar, daß ein Staat, besonders wenn er autoritativ geführt wurde, auf der einen Seite wirtschaftliche oder sonstige Verträge mit den Sowjets schloß, auf der anderen Seite in strenger Abwehr gegen bolschewistische Propaganda verharrte. „Selbst wenn wir Amerika, das bei aller Abneigung gegen den Bolschewismus reichlich mit Rußland arbeitet, wegen seiner Abgelegenheit zum Vergleich nicht heranziehen, so bleibt doch Italien, das mit seinem eigenen Kommunismus gründlich aufräumte, ohne deswegen auf die Freundschaft mit Rußland auf wirtschaftspolitischem Gebiete zu verzichten, als Beispiel einer möglichen Trennung dieser Beziehungen von innerpolitischer Übereinstimmung." (Seeckt, siehe oben.) Dabei war Seeckt viel zu erfahren, um etwa eine Zusammenarbeit mit der Sowjetunion in irgendeiner Form als befriedigende Lösung, ja nur als wünschenswert anzusehen. Er erkannte lediglich mit klarem Blick die außenpolitische Notlage, die ihn zwang, einen solchen Ausweg in Erwägung zu ziehen. Hatte nicht auch England, das über den Abschluß des Rapallovertrages seinerzeit aus durchsichtigen Gründen so entsetzt tat, ein Jahr zuvor mit den Bolschewisten einen Handelsvertrag geschlossen, der noch dazu nach englischen Urteilen den Russen ungewöhnliche Vorteile bot?

Der von besagten Kritikern erhobene Vorwurf geht daher in dieser Richtung gänzlich fehl.

Daß die Anbahnung einer Verständigung zwischen Rußland und Deutschland auf militärischem Gebiete durch seine Hand gegangen ist, leugnet Seeckt nicht. Er unterstreicht es sogar, wenn er in der erwähnten Schrift betont: „Militärische Zukunftsmöglichkeiten seien hier nicht erörtert, wohl aber soll die notwendige deutsche Haltung unter ein soldatisches Wort gestellt werden. Man erzählt, daß der Graf Schlieffen noch in seiner Todesstunde gesagt habe: macht mir nur den rechten Flügel stark. So rufen wir der deutschen Politik zu: haltet mir nur den Rücken frei."

Kritiker einer solchen Haltung in damaliger Zeit vergessen, daß sie sich neben Scheidemann stellen, der am 16. Dezember 1926 eine Anklagerede gegen die Führung der Reichswehr hielt, die Seeckt zwar nicht mehr innehatte, für die Scheidemann ihn aber insofern verantwortlich machte, als seine „Enthüllungen" bis zum Jahre 1922 zurückgingen. Enthüllungen, die nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt, vor allem in England, ungewöhnliches Aufsehen erregten.

Wenn es patriotische Pflicht war, eine militärische Annäherung an Rußland zu suchen, war es jedenfalls keine patriotische Tat Scheidemanns, Deutschlands Gegnern Gelegenheit zu einem „Alarm" zu geben. Der Vorwand, die Reichswehr sabotiere die friedlichen Absichten Stresemanns, ist nur allzu durchsichtig. Scheidemanns Rede war nichts anderes, als ein Schachzug im innerpolitischen Kampfe der Linken gegen die nationalen Parteien. Diese wollte man mit dem Angriff auf die Reichswehr treffen, die man als „reaktionär" und als einen „Staat im Staate" ansah.

Das Aufsehen bei den an Versailles interessierten Mächten war verständlich, die Entrüstung wurde wie immer heuchlerisch begründet.

Diese Argumente kennen wir seit Rapallo.

Wenn eine durch den Vernichtungswillen der Siegermächte in Genua zur Verzweiflung getriebene deutsche Regierung den einzigen Ausweg aus der tödlichen Umklammerung nach Osten hin benutzt, trotz der damit verbundenen innerpolitischen Gefahr, um die Existenz Deutschlands zu retten, so ist das „eine Gefährdung des Friedens Europas".

Wenn aber Frankreich mit Rußland ein offenkundiges Militärbündnis in weitem Sinne des Wortes schließt, so geschieht das natürlich lediglich „zur Wahrung eines wirklichen und gerechten Friedens"!!

Da Seeckt sich auf seinem Gebiete nach einem Ausweg aus der Deutschland auferzwungenen Wehrlosigkeit umsah, setzte er nur die Politik von Rapallo, die später in den Berliner Vertrag mündete, mit anderen Mitteln fort.

Schon einmal hatte er das deutsche Heer in der russisch-französischen Zange gesehen. Wenn andere den Weltkrieg und seine bitteren Lehren schon vergaßen und sich in dem gefährlichen Schein eines völkerbeglückenden Pan-Europa sonnten, durfte er, als verantwortlicher deutscher Soldat, sich nicht internationalen Träumereien hingeben, sondern fühlte sich mit Recht verpflichtet, wenigstens den Versuch zu machen, den Zugriff einer solchen Zange für die Zukunft zu vermeiden.

Zu mehr noch fühlte er sich verpflichtet.

Viel zu klug, um sich der Täuschung hinzugeben, daß die in Versailles, Spa und London auferzwungene Abrüstung bei dem über Deutschland geworfenen engmaschigen Spionagenetz etwa hintertrieben werden könne — bei der Zurückziehung der interalliierten Kontrollkommission im Jahre 1927 war Deutschland in der Tat restlos abgerüstet — durfte und konnte er dennoch nicht tatenlos zusehen, wie Deutschlands Wehrlosigkeit verewigt werden sollte.

Der Unterschied zwischen der damaligen politischen deutschen Führung und Seeckts Versuchen bestand nur darin, daß jene teils nicht die Kraft, teils nicht den Willen hatte, bolschewistische Umtriebe in Deutschland zu verhindern, während Seeckt keinen Zweifel darüber ließ, daß er bei allem Verständigungswillen auf militärischem Gebiete jeden solchen Versuch in seinem Bereich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen würde.

Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, genoß Seeckt in Sowjetrußland das größte Ansehen. Seine damaligen Mitarbeiter auf russischem Gebiete haben das dem Verfasser gegenüber ausdrücklich hervorgehoben. Man fürchtete ihn, aber man vertraute ihm. Sein Standpunkt war eindeutig und fest. So glaubte man auch, sich auf ihn verlassen zu können.

So groß war sein Einfluß, daß während seiner Amtsführung durch seine Mittelsmänner vielen Deutschen in Rußland geholfen, ja manche vom Tode gerettet werden konnten.

Heute, da das nationalsozialistische Deutschland das unwürdige und ungerechte Joch einseitiger Abrüstung abgeworfen hat, wird man den Zusam-

menhang dieser Dinge besser verstehen und zu würdigen wissen, als in früherer beengter Zeit.

In diesem Licht erscheint die von Scheidemann angegriffene „Extratour" des Generals v. Seeckt als eine Tat aus Verantwortungsbewußtsein und weitem Blick, für die das deutsche Volk dem verstorbenen Generaloberst nur dankbar sein kann.

Die nationalen Verbände

Noch ein anderes Gebiet, aus dem heraus Angriffe gegen den Chef der Heeresleitung damals und später, von rechts wie von links, erwuchsen, muß in das Licht einer historisch gerechten Beurteilung gerückt werden.

Das ist die Frage der nationalen Verbände und der Arbeitskommandos, aus denen Formationen entwickelt wurden, für die der Abgeordnete der deutsch-völkischen Freiheitspartei, v. Graefe, die Bezeichnung „Schwarze Reichswehr" ersann.

Die Stellung Seeckts zu den Freikorps haben wir schon umrissen. Es ist deutlich zu beachten, daß die Heeresleitung nur insofern mit ihnen befaßt war, als es sich darum handelte, eine Auswahl von Führern und Mannschaften für die Übernahme in den eigenen Bestand zu treffen.

Im übrigen gehörte die Aufsicht und die Verantwortung im Hinblick auf das Weiterbestehen, die Umwandlung oder Auflösung der Verbände zum Ressort des Reichsinnenministers und der Innenminister der einzelnen Länder.

An den sogenannten „Feme-Ausschuß" des Jahres 1927, dieses unwürdige von der damaligen Reichsregierung zugelassene Forum zur Untersuchung von Gewalttaten, auf dem es möglich war, daß jüdische Sozialisten, wie der Abgeordnete Dr. Levi, nationale Männer, ja sogar Vertreter des Reichswehrministeriums in Kreuzverhör nahmen, sind von verschiedenen Seiten, auch

Bei den Manövern in Schlesien 1928

vom Wehrministerium selbst, Denkschriften eingereicht worden, die ein Licht auf die Entwicklung der nationalen Verbände werfen.

So berichtet der preußische Innenminister Severing, den man nicht verdächtigen wird, Sympathien für die Rechtsverbände gehabt zu haben, folgendes: „Zur Erleichterung der Durchführung der Auflösung der Freikorps und zur beschleunigten Überführung ihrer Angehörigen in das bürgerliche Leben wurden die Freischärler in sogenannten Arbeitsgemeinschaften zusammengefaßt, wie sie zum ersten Male beim Rücktritt der Baltikumtruppen ins Reichsgebiet in Erscheinung getreten waren und in der Hauptsache auf dem Lande zur Verrichtung von Land- und Kulturarbeiten verwendet . . .

Der Großgrundbesitz, der damals im Sommer 1920 dazu überging, unter Führung des Landbundes und Finanzierung durch ihn eigene Selbstschutzorganisationen in Form der Heimatbände zu schaffen, sah in diesen Arbeitsgemeinschaften früherer Soldaten eine willkommene Unterstützung seiner Pläne und verstand es, die Arbeitsgemeinschaften sehr bald in seine Selbstschutzorganisationen einzufügen."

Nicht nur der Landbund, auch andere rechts gerichtete Kreise und Interessengemeinschaften fühlten sich gezwungen, in dieser traurigen autoritätslosen Zeit, in der weder Betriebe noch privater Besitz, noch das Leben selbst vor dem Zugriff kommunistischer Horden sicher waren, Selbstschutzorganisationen aufzuziehen.

So entstanden in Bayern unter Führung des Forstrats Escherich die Orgesch, die sich bald über das Reich ausdehnte, ferner die Organisation Kanzler, der Bund Wicking, der die Erneuerung und Wiedergeburt Deutschlands auf nationaler und völkischer Grundlage erstrebte, der Bund Oberland, der Heimatbund der Königstreuen und aus der früheren Ehrhardt-Brigade die Organisation C, die noch so viel Staub aufwirbeln sollte, weil Mitglieder derselben am 26. August 1921 Erzberger ermordeten.

Zur Pflege des Geistes der Frontkameradschaft und der Wehrhaftigkeit rief in Magdeburg der jetzige Minister Seldte den später so machtvollen „Stahlhelm Bund der Frontsoldaten“ ins Leben, der sich aber prinzipiell von parteipolitischen Machtbestrebungen fernhielt.

Auf ganz anderer Grundlage organisierte in München Adolf Hitler die nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei, die mit dem Ziel einer großen nationalen und sozialen deutschen Einheit bewußt zur politischen Macht strebte.

Gegen alle diese nationalen Verbände liefen die vereinigten Roten von links her Sturm, verdächtigten sie — selbst auf das gemeingefährlichste illegal — illegaler Tätigkeit und schleuderten mit Hilfe von jüdischen Demokraten und des Zentrums Interpellation nach Interpellation in die Parlamente.

Vor allem fürchteten sie die Verbindungen zu der Reichswehr. Daß diese mit dem Wehrwillen der Verbände sympathisierte, war nur natürlich. Trotzdem verhielt sich das Reichswehrministerium vorsichtig und zurückhaltend. Nur allzu deutlich erkannten Geßler und Seeckt die Gefahr, die dem jungen Gebilde der Reichswehr durch Unbedachtheiten von Heißspornen drohen konnte.

In einer Denkschrift vom Jahre 1923 hat Seeckt seine innere Überzeugung präzisiert, wenn er sagt:

„Solange ich an meiner Stelle bin, habe ich die Ansicht vertreten, daß nicht von diesem oder jenem Extrem, nicht von äußerer Hilfe oder innerer Revolution — komme sie von rechts oder links — das Heil kommt, sondern daß uns nur harte, nüchterne Arbeit die Möglichkeit zum Weiterleben gibt.“

Daß das Heil Deutschlands dann doch durch innere Revolution unter der Führung Hitlers kam — auch hier nicht ohne „harte nüchterne Arbeit“ —, steht auf einem anderen Brett. Seeckt dachte auch bei diesem Bekenntnis mehr an den engeren Bezirk der ihm gesetzten Arbeit und Pflicht.

Wie warm sein nationales Herz unter dem Panzer seiner Selbstbeherrschung schlug, werden wir an anderer Stelle sehen.

Einstweilen drückte auch die Reichsregierung ein Auge zu.

So soll beispielsweise der damalige Reichsinnenminister Dr. Gradnauer auf die Vorhaltungen Roßbachs gegen den Auflösungsbefehl für sein Freikorps den salomonischen Ausspruch getan haben: „Lösen Sie sich auf, aber bestehen Sie weiter!“

Denn man braucht eben die Verbände, brauchte sie bei den erneuten Unruhen in Mitteldeutschland, bei dem Entscheidungskampf um Oberschlesien, wo am 21. Februar 1920 die Reichswehr den Befehl zur Räumung des Abstimmungsgebietes erhalten hatte und dann an der Grenze desselben Gewehr bei Fuß stehen mußte, während freiwillige deutsche Kämpfer um kostbaren deutschen Landesbesitz rangen.

Und die Freikorps, die Arbeitsgemeinschaften und nationalen Verbände standen nach wie vor bereit zum Einsatz ihres Lebens für das Vaterland und die Ordnung, gegen den äußeren Feind und gegen die bolschewistische Gefahr — trotz ihrer Verachtung für die „marxistische und schlappe Regierung“.

Wie richtig die Vorsicht und Zurückhaltung Seeckts in der ganzen Frage der Verbände war, zeigt sich im Jahre 1922, als einen Monat nach dem Ausgang der großen Wirtschafts- und Friedenskonferenz zu Genua Rathenau ermordet wird.

Die Attentäter sind frühere Offiziere.

Als ein deutscher Reichskanzler — es ist Wirth — es fertig bringt, im Reichstag das Volk durch die Parole „der Feind steht rechts“ aufzuwiegeln, wird teilweise unter „rechts“ auch die Reichswehr verstanden, zumal ungerechterweise Verbindungen zwischen ihr und den Attentätern konstruiert werden.

Da Seeckt mit einem Freunde den Reichstag verläßt, wo er der Sitzung als Zuschauer beigewohnt hat, wird ihm von verhetzten Sozialisten der Ruf „Mörder“ entgegengeschleudert.

Wo hat er das schon einmal erlebt?

Richtig — in Versailles — wo der Käfig der Delegation von wütendem Plebs umlagert wurde.

Nun muß er das von eigenen Landsleuten hören.

Es sind böse Stunden für die Reichswehr, die nur durch Ruhe und Besonnenheit und den Nachweis des Fehlens jeder Verbindung zu den Kreisen der Attentäter ohne Erschütterung überstanden werden können.

Am 14. November 1922 tritt das Kabinett Wirth zurück.

Als dann unter der Kanzlerschaft des Generaldirektors der Hamburg-Amerika-Linie, Dr. Cuno, von dem Viscount D'Aberon sagt, er sei als Nichtpolitiker plötzlich wie Lohengrin im politischen Getriebe aufgetaucht, die Ruhrbesetzung durch die Franzosen droht, als niemand weiß, wie weit die Franzosen in ihrer Willkür gehen werden und sich alle Männer in verantwortungsvollen Stellen überlegen müssen, ob nicht dennoch Deutschlands Existenz in einem Verzweiflungskampf zu retten ist, regt General Ludendorff bei Seeckt und beim Kanzler Verhandlungen darüber an, wie die gesamten vaterländischen Verbände der Reichswehr zur Abwehr etwaiger künftiger Angriffe äußerer Feinde zur Verfügung gestellt werden könnten.

Auf Grund dieser Anregung kommt es nach dem Einmarsch der Franzosen zu dem von Ebert, Braun, Cuno und Severing unterzeichneten Abkommen vom 7. Februar 1923, dem später sogenannten Seeckt-Severing-Vertrag.

Es werden also mit Wissen und Willen der Reichsregierung und der preußischen Regierung aus den nationalen Verbänden, den Freikorps usw. „Arbeitertrupps" aufgestellt und von gewissen Reichswehrstellen auch in der Handhabung von Waffen ausgebildet.

In der bei dem schon erwähnten Feme-Ausschuß eingereichten Denkschrift des Reichswehrministers Geßler wird darüber wie folgt berichtet:

„Die junge Reichswehr, selbst noch im Stadium der ersten Entwicklung, mußte jeden Augenblick auf das Herantreten außerordentlicher Aufgaben zum Schutze des Staates gefaßt sein. Ihre ganze Kraft mußte der Vorbereitung hierauf und ihrer eigenen inneren Festigung gelten. Daneben

konnte die Truppe die ungeheure Arbeit der Aufräumung, Aussonderung und Zerstörung des besonders in der Gegend von Berlin, in der Ostmark und in Schlesien zahllos verstreuten und verborgenen Kriegsgerätes einfach nicht leisten. Großenteils herrenlos, jedem Zugriff und jedem Geldgeber mehr oder minder offen, eine Quelle des illegalen Waffenhandels, bildete es unter den damaligen innerpolitischen Verhältnissen eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Zu ihrer Behebung und gleichzeitig im Interesse des Reichsvermögens wurden die Arbeitstrupps gebildet. Sie gaben zugleich eine Art von Auffangbecken für die durch Auflösung der Freikorps und des Selbstschutzes Oberschlesien wurzellos gewordenen Kräfte ab . . .

Die Angehörigen der Trupps hatten dauernd mit Waffen und Munition umzugehen. Schon aus Sicherheitsgründen war es daher notwendig, die Leute über die hauptsächlichsten Grundsätze der Einrichtung und Handhabung in Übung zu halten. Außerdem mußten sie für die notwendigen Aussonderungsarbeiten wenigstens ganz grob lernen, die Stücke auf ihre militärische Brauchbarkeit zu erproben. Endlich machten auch gelegentlich auftretende Bewachungsaufgaben die Unterrichtung für einen etwaigen Waffengebrauch notwendig. Lediglich in Küstrin ging die Ausbildung zeitweise darüber hinaus."

Diese allerdings nachträgliche und vorsichtige Formulierung umreißt die nationalen Aufgaben der Arbeitskommandos. Da die Kommandos gleichzeitig der Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Ordnung dienten, waren sie und ihre Verbindung zur Reichswehr den hetzerischen Angriffen und Verleumdungen der Roten ausgesetzt.

Je mehr sie nun von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe erfüllt waren, desto verbitterter mußten sie sein, wenn Quertreibereien und Denunziationen aus ihren eigenen Reihen erfolgten, die sie als Verrat am Vaterlande empfanden. Eine Verbitterung, die bisweilen zu gewalttätiger Rache führte, was dann wieder von den linksradikalen Hetzblättern zu der Behauptung sogenannter

„Fememorde" ausgenutzt wurde, bis endlich unter dem Druck der aufgepeitschten öffentlichen Meinung die Regierung den unglücklichen Feme-Ausschuß einsetzte.

Mit prachtvollem Mut zur Verantwortung nimmt Seeckt in dem schon zitierten Artikel „Freikorps und Reichswehr" vom Jahre 1928 zu dieser Frage Stellung:

„Mit wachsender Sorge hat jeder Vaterlandsfreund Vorgänge verfolgt, die sich als Prozesse unter den irreführenden und hetzerischen politischen Propagandanamen wie „Schwarze Reichswehr", „Fememorde" und ähnlichen abspielen . . .

Die große Schwäche der unglücklichen Prozesse selbst und des Urteils über die ihnen zugrunde liegenden Vorgänge liegt in diesem Sich-nicht-Erinnern. Es ist, als ob ein Vergessen hereingebrochen sei aller Verhältnisse in diesen wirren Zeiten. Jetzt ist es leicht, aus der verhältnismäßig gesicherten Lage dieser Tage über jene zu urteilen, in denen nur wenige Ruhe und klaren Kopf behielten, wo viele gar kein Ziel sahen und von den anderen jeder seinem eigenen folgen zu sollen glaubte. Muß ich daran erinnern, wie Krieg und Nachkrieg an den Nerven aller zehrten und nicht zum wenigsten an den Nerven derer, denen eine Verantwortung zufiel? Ist es denn heute so unerklärlich, daß in dieser Zeit manche Begriffe, auch in den Köpfen der Besten, sich verschoben hatten, nicht nur die Begriffe von Mein und Dein, sondern auch vom Wert des Menschenlebens, daß in diesen Zeiten zermürbenden Kampfes im eigenen Land die Hand leicht zu dem immer bereiten Revolver zuckte, wenn man sich dem Verräter gegenüber sah oder zu sehen glaubte? Gilt doch selbst heute noch das Wort vom Denunzianten, der der größte Lump im ganzen Land ist.

Zu zwei Einzelfragen der letzten Prozesse glaube ich im Interesse der Klärung mich äußern zu sollen.

Die erste betrifft den Begriff „Soldat", d. h. die Frage, ob sich die Angehörigen des damaligen Freikorps Roßbach nach dessen Auflösung noch als

Soldaten fühlen konnten. Man mag mir Spitzfindigkeit vorwerfen, wenn ich einen Unterschied mache zwischen Soldat und Reichswehrsoldat. Daß die Formation durch Befehl der Heeresleitung aufgelöst war, daß es kein Freikorps Roßbach und kein Reichswehr-Jägerbataillon 37 rechtlich und formell mehr gab, daß also seine ehemaligen Angehörigen keine Reichswehrsoldaten mehr waren, darüber konnte ein Zweifel nicht bestehen. Ob alle Stellen der Reichswehr ihr Verhalten nach diesem ihnen bekannten Befehl stets eingerichtet haben, ob der Führer des Freikorps dafür gesorgt hat, daß diese neue Lage allen Angehörigen seines Korps zum Bewußtsein kam, kann ich heute nicht beurteilen. Etwas durchaus anderes ist es aber, wenn die Roßbacher sich noch als „Soldaten" fühlten, wenn man unter Soldat den versteht, der unter Kommando seines Führers einer geschlossenen Gemeinschaft angehört, welche zu militärischer Verwendung berufen ist. Nun hatte Roßbach die Führung seiner Leute nicht niedergelegt, der Verband der Roßbacher blieb erhalten, auch wenn man ihn jetzt eine Arbeitsgemeinschaft nennen wollte, und die Angehörigen hatten wohl ein Recht, zu glauben, daß man sie noch einmal, vielleicht bald, wieder zu militärischer Verwendung aufrufen würde. Ich kann es zum mindesten begreiflich finden, wenn die Roßbacher sich als Soldaten fühlten.

Die zweite Frage ist die der Verantwortung der Reichswehr. Ich übernehme diese Verantwortung als der oberste militärische Führer der Reichswehr. Wer glaubt, daß ich oder einer meiner Untergebenen aus dieser Zeit einen Befehl, eine Anweisung zu einem Mord gegeben hat, ist ein Narr. Für alles aber, was im Bereich der Reichswehr während meiner Befehlsführung vorgekommen ist, trage ich die letzte Verantwortung. Ob es in meiner Macht lag, alles zu wissen und vieles zu verhindern, kann und will ich nicht entscheiden. Wer es kann, trete vor. Ob ich strafrechtlich verantwortlich bin, spielt gar keine Rolle. Aber es soll mir niemand nachsagen dürfen, daß ich je eine Verantwortung verleugnet hätte.

Wenn in Zukunft alle, die zu diesen Fragen, sei es vor Gericht, sei es sonst in der Öffentlichkeit, Stellung nehmen, meine Worte beherzigen wollten, so wäre ihr Zweck erfüllt."

Es ist auch keine Scheu vor Verantwortung, daß Seeckt, wenn auf der anderen Seite nationale Heißsporne in falscher Auffassung ihrer Pflicht über die Stränge schlagen oder gar sich in Verschwörungen gegen die Regierung einlassen, sofort von ihnen abrückt.

Es gebietet ihm im Gegenteil die Pflicht, angesichts der geschlossenen Geheimhaltung der Verbindung zwischen Reichswehr und Arbeitstrupps peinlichst darauf zu achten, daß erstere nicht kompromittiert werde. Gegenüber den möglichen außenpolitischen Folgen einer innerpolitischen Auseinandersetzung auf diesem Gebiet darf es keine Milde oder Rücksicht auf patriotische Motive geben. Wenigstens kann Seeckt sich nicht durch Eintreten für eine solche bei der Reichsregierung exponieren.

Auch als Roßbach trotz des „Seeckt-Severing-Vertrages" nach einer Geheimsitzung in Wannsee vom Polizeipräsidenten Isidor Weiß verhaftet und nach Leipzig transportiert wird, vermag Seeckt nicht in das Verfahren einzugreifen, so gern er es auch vielleicht getan hätte. So stark war die Stellung der Reichswehr damals noch nicht, daß ein Wink genügt hätte, um die Maschinerie eines Hochverratsprozesses abzustoppen.

Im übrigen wurde Roßbach im Herbst 1923 wieder auf freien Fuß gesetzt.

Immer muß Seeckt seine Stellung als Chef der Heeresleitung, will heißen die Unantastbarkeit seines Aufbaues vor Augen haben.

Ein Staatsmann oder ein Mann an verantwortlicher Stelle darf sich nicht einmal den Luxus leisten, dankbar zu sein, wenn das Gemeinwohl dadurch gefährdet werden könnte, auch nicht, wenn Einzelschicksale darüber zerbrechen. Es ist auch nicht das Wesen heldischer Haltung, Dankbarkeit zu fordern. Für seine Taten ist jeder selbst verantwortlich. Das Bewußtsein, das Beste gewollt zu haben, muß genügen. Ist man über das Ziel hinausgeschossen und geht die

Sache schief, hat man eben Pech gehabt. Vorwürfe gegen andere zu erheben, weil sie einen dann nicht „aus dem Loch herausgeholt haben", geht nicht an.

Als gar Major Buchrucker, der in Pommern Arbeitskommandos organisiert hat, sich nach Abbruch des Ruhrkampfes der plötzlich von der Regierung verfügten Auflösung widersetzt und seine Kommandos im Truppenlager Döberitz zusammenzieht, um sie in abenteuerlichem Zuge gegen die Festung Küstrin zu werfen, kann aus der Haltung des Festungskommandanten, Oberst Gudowius, der Buchrucker kurzerhand verhaften und auf die Verschwörer schießen läßt, kein Vorwurf gegen die Reichswehr erhoben werden.

So traurig und so beklagenswert auch die Tatsache ist, daß hier Reichswehr zum erstenmal auf Angehörige nationaler Kampfverbände schießt, muß Seeckt seinen Untergebenen decken, der in Ausübung seiner verfassungsmäßigen Pflicht gehandelt hat.

Hätte er anders gehandelt, wäre das ganze Gebilde der Reichswehr ins Wanken geraten.

In solchem Lichte gesehen müssen die Anwürfe von links und rechts im Zusammenhange mit der „Schwarzen Reichswehr" gegen den Chef der Heeresleitung sich in nichts verflüchtigen.

Es bleibt das Bild eines Mannes von außergewöhnlichem Verantwortungsgefühl und unbeugsamer Entschlußkraft, seiner Überzeugung zu folgen.

Das gefährliche Jahr 1923

Schon auf der Londoner Dezemberkonferenz der Siegermächte, auf der Italien zum ersten und letzten Male bei einer Reparationskonferenz durch Mussolini vertreten wurde, hatte Poincaré seine gefährliche Forderung nach produktiven Pfändern als Voraussetzung für ein deutsches Moratorium in die Debatte geworfen.

Das war der Auftakt zum Ruhreinmarsch, der dann am 11. Januar 1923 — wegen nicht genügender Lieferung von Holz und Telegraphenstangen!! — zur schrecklichen Gewißheit wird.

Nun gilt es für die Führung der Reichswehr erst recht, ruhig Blut zu bewahren. Die Verantwortung haben die Politiker.

Ihr passiver Widerstand im Ruhrgebiet bricht praktisch in dem Augenblick zusammen, da die sozialdemokratische Fraktion am 11. August den Beschluß faßt, das Kabinett Cuno zu stürzen.

Vielleicht hätte eine andere Persönlichkeit als die Cunos den verzweifelten Versuch gewagt, die Reichswehr, die Nationalsozialisten, den Stahlhelm, die nationalen Verbände zum Widerstand gegen das Parlament aufzurufen und sich zum Diktator aufzuwerfen.

Solch heroischem Entschlusse hätte sich bei dieser Sachlage die Reichswehr kaum versagt.

Zu Beginn der Ruhrbesetzung, da niemand wußte, wie weit die Franzosen ihre Spitzen vortreiben wollten — sie näherten sich damals schon bedenklich der Stadt Münster —, suchte der amerikanische Botschafter, der wohlgesinnte und kluge Houthton, General v. Seeckt auf und fragte ihn, was die Deutschen machen würden, wenn die Franzosen weiter vorrückten. Seeckt antwortete ihm, wie er selbst erzählt: „Das kann ich Ihnen im einzelnen unmöglich sagen. Aber das sage ich Ihnen: der Weg nach Berlin führt durch einen Strom von Blut."

„Zu solcher Größe des Führertums, die alles wagt, alles aufs Spiel setzt, erhob die tragische Stunde den Kanzler nicht. Er sehnte sich nach seinen Schiffen, seinen weltumspannenden Handelsplänen zurück" — sagt so richtig Erich Otto Volkmann von Cuno*).

Am 13. August tritt Cuno zurück. Gustav Stresemann wird Reichskanzler.

In den sechs Wochen bis zum 26. September, an dem Stresemann endgültig auf den Widerstand verzichtet, rückt Deutschland an den Rand des Abgrunds.

*) „Am Tor der neuen Zeit", Seite 241. Gerhard Stalling Verlag.

Wahnsinniger Zahlentanz der Mark. Teuerungskrawalle. In Sachsen nimmt der marxistische Ministerpräsident Zeigner kommunistische Vertreter in seine Regierung auf und droht mit Ausrufung des Generalstreiks. In Thüringen terrorisiert bewaffneter roter Mob die Bevölkerung. Gegen ihn sammelt an der bayrisch-thüringischen Grenze Kapitän Ehrhardt nationale Kampfverbände. Im Rheinland erhebt der Separatismus sein volksverräterisches Haupt. Und in München gärt es sowohl in Regierungskreisen wie bei den Nationalsozialisten gegen die Reichsführung.

Das ganze Deutsche Reich droht auseinanderzufallen.

Dabei wird der außenpolitische Druck verzweifelt hart.

Vergebens sucht Stresemann immer wieder neue Fäden nach Paris zu spinnen und ein Entgegenkommen Poincarés zu erreichen. Dieser bleibt unerbittlich. In blindem Vernichtungswillen.

„Deutschland gibt sich anscheinend immer noch Selbsttäuschungen hin. An den von Frankreich gestellten Bedingungen ist nicht zu rütteln, keine französische Regierung vermag sie zu ändern."

Das ist das Leitmotiv seiner öffentlichen Antworten.

Briand hat in der Unterredung zu Thoiry im September 1926 zu Stresemann von Poincaré gesagt, „er kenne nichts von dem Geist, der notwendig sei für eine neue Zeit."

Jedenfalls ist von Paris nichts mehr zu hoffen.

Mit das schlimmste ist, daß Deutschlands finanzielle Kraft zu Ende geht.

In diesem Strudel von politischen Strömungen und wirren Geschehnissen steht die Reichswehr wie ein „rocher de bronce". Klein, aber nach jetzt dreijährigem Aufbau fest unter der Kommandogewalt des Chefs der Heeresleitung. Ferngehalten von der Politik, doch für jeden Politiker ein Machtfaktor, mit dem er rechnen muß.

Als Ebert mitten in der Krisis an Seeckt die Frage richtet: „Zu wem hält die Reichswehr, Herr General?", erhält er die lakonische Antwort:

„Zu mir, Herr Reichspräsident."

In diesen Tagen der Agonie der politischen Führung vor der endgültigen Entscheidung über die Fortführung des Ruhrkampfes sucht Seeckt persönlich Stresemann auf, während im allgemeinen der politische Referent des Reichswehrministers, Oberstleutnant v. Schleicher, solche Unterhaltungen zu führen pflegt.

Bei der Besprechung geht es nach dem Bericht des damaligen Staatssekretärs, Freiherrn Werner v. Rheinbaben, um die letzte Entscheidung. Alle Möglichkeiten werden noch einmal geprüft. Auch die russische Karte, über die hier schon gesprochen ist. Nicht etwa in dem Sinne, daß man mit Rußlands Hilfe gegen Frankreich Krieg führen wollte. Gegen die Utopie einer Offensive mit Rußlands Hilfe gegen Frankreich oder umgekehrt, wobei dann Deutschland in Gefahr geriet, Kriegsschauplatz zu werden, hat sich Seeckt an anderer Stelle einmal sehr scharf geäußert*). Wohl aber über die Frage eines etwaigen defensiven Widerstandes bei einem weiteren französischen Vorrücken, falls der deutsche Rücken im Osten freizuhalten war.

Die Stellungnahme Seeckts läßt sich aus seiner oben erwähnten Antwort an den amerikanischen Botschafter ableiten. Aber Stresemann ringt sich zu dem Entschluß durch, den Ruhrwiderstand abzublasen.

Durch die Proklamation des Reichspräsidenten und der Reichsregierung vom 26. September wird der Abbruch des Ruhrkampfes öffentlich verlautbart.

Es folgt ein wahrer Hexentanz. Zunächst mit Bayern.

Die bayrische Regierung beantwortet die Proklamation der Reichsregierung, ohne diese zu benachrichtigen, mit Verhängung des Ausnahmezustandes und überträgt Herrn v. Kahr als Generalstaatskommissar die vollziehende Gewalt.

Da holt die Reichsregierung zu einem Gegenschlage aus.

Noch am Abend desselben Tages entbietet der Reichspräsident General v. Seeckt zu sich und verhängt nunmehr den Ausnahmezustand über das ganze Reich. In Gegenwart des Kanzlers Stresemann — später erscheinen noch die

*) Deutschland zwischen West und Ost, Seite 28. Hanseatische Verlagsanstalt.

Innenminister des Reiches und von Preußen, Sollmann und Severing — wird Seeckt die Exekutivgewalt übertragen.

Nun liegt das Gesetz des staatlichen Handels vollkommen in der Hand Seeckts. Er ist auf Grund des Artikels 48 sozusagen Herr über Deutschland.

Wie wird er diese Macht benutzen?

Zunächst rollen die Ereignisse kaleidoskopartig ab.

Am 1. Oktober scheitert der nationale Putsch des Majors Buchrucker in Küstrin.

Am gleichen Tage kommt es wegen eines Artikels im „Völkischen Beobachter" gegen Seeckt zu offenem Konflikt mit Bayern. Der Reichswehrminister richtet an die Münchener Regierung die Aufforderung, das Blatt zu verbieten. Kahr weigert sich. Darauf wird ein Reichsverbot erlassen und dem Kommandanten des bayrischen Wehrkreises, General v. Lossow, befohlen, das Erscheinen des Blattes mit Waffengewalt zu verhindern.

Als Lossow den Gehorsam weigert, wird er abgesetzt.

Kahr dagegen ernennt den General v. Lossow zum Kommandeur des bayrischen Teils der Reichswehr.

Seeckt erläßt am 20. Oktober einen Aufruf, in dem er den Schritt der bayrischen Regierung als Verfassungsbruch und Eingriff in die militärische Kommandogewalt bezeichnet und die bayrischen Truppen feierlich an ihren dem Reich geleisteten Eid erinnert.

Als Antwort nimmt die bayrische Regierung den bayrischen Truppen „als Treuhänderin des deutschen Volkes" einen neuen Treueid ab.

In einem Funkspruch an die deutsche Reichswehr erklärt Kahr, daß die bayrische Regierung „treu auf dem Boden der Verfassung stehe. Sie müsse aber Verhandlungen mit der derzeitigen Reichsregierung ablehnen, die in Sachsen einen marxistischen Ministerpräsidenten im Amt belasse, und der die Kraft fehle, Deutschland durch die Katastrophe hindurchzusteuern."

Am 27. Oktober droht die Reichsregierung mit der Reichsexekution. Man steht vor einem Kriege zwischen Bayern und Reich.

Inzwischen hat Ebert den Befehl unterzeichnet, auf Grund dessen die Reichswehrtruppen in Leipzig, Meißen, Dresden und Pirna einrücken, die proletarischen Hundertschaften auflösen und die Ministerien in Dresden besetzen.

Unter dem Schutz ihrer Waffen zwingt der als Reichskommissar in Sachsen eingesetzte Minister Heintze die kommunistische Regierung Zeigners zum Rücktritt.

Danach wird auch Thüringen von den Kommunisten reingefegt, der Kriegszustand an der bayrisch-thüringischen Grenze beendet.

Verhältnismäßig rasch ist hier Ordnung geschaffen.

Aber noch stehen sich Bayern und Reich kampfbereit gegenüber. Zur Vollendung des Chaos ist inzwischen unter dem Schutz französischer Bajonette vom separatistischen Gesindel die „Rheinische Republik" ausgerufen worden.

Die nationalen Verbände senden drohende Telegramme an die Reichsregierung. Der Stahlhelm fordert die Errichtung einer nationalen Diktatur. „Die Regierung müsse endlich handeln."

Da knallt im Hofbräuhaus zu München, wo Kahr, Lossow, der Münchener Polizeipräsident Seißer — Ludendorff erscheint einige Minuten später — versammelt sind, Hitlers Schuß an die Decke. Das Signal der nationalsozialistischen Erhebung zum Marsch auf Berlin.

Die tragischen Schüsse an der Feldherrnhalle am Tage darauf beenden den Versuch einer nationalen Revolution.

Damit ist aber auch der Widerstand der bayrischen Regierung gegen das Reich gebrochen.

Seeckt hat wieder den unbeschränkten Oberbefehl über alle Truppen im Reiche.

Der November 1923, der fast zu gegenseitiger Zerfleischung von Parteien und Ländern und damit zu bodenlosem Absturz Deutschlands geführt hätte, bringt zugleich die Wende deutschen Schicksals.

Zwei Wunder lassen das stürzende Reich wieder festeren Fuß fassen: Am Rhein schlagen die wütenden Bauern die Separatisten tot und räuchern den ganzen Separatistenspuk, so zu Pirmasens, in des Wortes ureigenster Bedeutung aus.

Und es gelingt dem Reichswährungskommissar Schacht, die Inflation abzustoppen und die schon im Sommer von Helfferich vorgeschlagene Rentenmark einzuführen.

Deutschland kann langsam wieder Atem holen. — — —

In den Oktober- und Novemberstürmen hat Seeckt seine ruhige und besonnene Haltung nicht verloren. Er ist nicht einmal übermäßig aktiv geworden. Zwar hat er in Sachsen und Thüringen durch Einsetzen der Reichswehrtruppen energisch zugegriffen — nicht ohne sich für die Durchführung dieses Bürgerkrieges eines schriftlichen Befehls des Reichspräsidenten zu versichern.

In Bayern blieb die Absetzung Lossows zunächst ohne Wirkung. Dann rollten die Ereignisse sich so rasch ab, daß er zu weiterem Eingreifen nicht kam. Der Schießbefehl an der Feldherrnhalle wurde nicht unter seinem, sondern unter dem Kommando des von ihm abgesetzten Generals v. Lossow gegeben.

Jetzt nach dem Sturm verbietet er die beiden radikalen Flügelparteien, die NSDAP. und die KPD. Im übrigen befleißigt er sich in politischer Hinsicht betonter Mäßigkeit. Es wäre für ihn wohl nicht schwer gewesen, sich zum Diktator aufzuwerfen. Daß er es nicht tat und im Frühjahr wieder die Zügel der Macht in zivile Hände abgab, ist ihm von manchem Rechtspolitiker verdacht worden, wobei die Frage sehr weit offen bleibt, ob die junge Reichswehr den Gefahren einer Militärdiktatur in einer innerpolitisch so zerrissenen und außenpolitisch so bedrohten Zeit gewachsen sein konnte.

Seeckt zog es vor, ihr einen gesicherteren Weg in die Zukunft offenzuhalten.

In der kurzen Zeit ihrer Machtfülle hat sie ihre Aufgabe glänzend gelöst.

In den fünf Monaten des Ausnahmezustandes ist das Reich soweit in Ordnung gebracht worden, daß das Leben wieder seinen normalen Gang gehen, der wirtschaftliche Aufbau nach einem beispiellosen Zusammenbruch beginnen konnte.

Es ist außerordentlich interessant, aus einer Denkschrift, die am 12. August 1924 im Reichswehrministerium*) gedruckt wurde, die Beurteilung der Vorgänge durch die Reichswehr selbst zu erfahren.

Wenn auch als Autor der Reichswehrminister, nicht General v. Seeckt auftritt, so wird man in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Ausführungen zum mindesten von ihm gebilligt worden sind und daher auch seine Erfahrungen und Ansichten wiedergeben.

Es heißt dort u. a.:

„Der militärische Ausnahmezustand des Winters 1923/24 hat es verhütet, daß Deutschland nach dem Mißerfolg des Ruhrkampfes von neuem in die Anarchie versank. Er hat das Reich zum Siege über die Umsturzparteien und die Sonderbestrebungen einzelner Länder geführt. Er hat es ihm ermöglicht, dem Auslande wieder als geschlossener Staat gegenüberzutreten. Er hat schließlich der Reichsregierung möglich gemacht, auf Grund des Ermächtigunggesetzes durch Notverordnungen die notwendigen tiefen Eingriffe in das deutsche Wirtschaftsleben vorzunehmen und es auf die Rentenmark umzustellen. Er hat die Not gelindert, wo er konnte. Als er aufgehoben wurde, war die Autorität des Reiches so gefestigt, daß man unbedenklich dem Reichsminister des Innern gewisse Vollmachten einräumen konnte — eine Maßnahme, die im Oktober 1923 noch die Abdankung des Reiches bedeutet hätte."

Nach einem Rückblick auf die Niederkämpfung der innerpolitischen Unruhen wird weiter gesagt, daß damit die Aufgabe des Ausnahmezustandes noch nicht erfüllt gewesen sei. „Es galt noch die Voraussetzungen für ein unbehindertes Funktionieren der Wirtschaft zu schaffen. Es wurde den Militärbefehlshabern empfohlen, ‚eine ausgleichende Mittlerkontrolle zwischen den Interessen der landwirtschaftlichen Produzenten und denen der städtischen und industriellen Verbraucher zu übernehmen', sie sollten dem illegalen Handel, dem Aufkäufer-Unwesen zu Leibe gehen, ebenso dem spekulativen Zurückhalten von Nahrungsmitteln, sie sollten ferner im Zusammenarbeiten mit Zivilbehörden durch Organisationen von Massenspeisungen, Notstandsarbeiten, Austausch von Arbeitskräften usw. zu verhindern suchen, daß aus der ‚mit Sicherheit zu erwartenden umfangreichen Arbeitslosigkeit schwere Störungen der öffentlichen Ordnung entstanden'. Und schließlich kamen auch die Fragen der Ernährung, der Währung, der Preisbildung, der Erwerbslosenfürsorge, der Krankenversicherung, ja selbst die Bekämpfung von ‚Schlemmerei und Luxus' in ihren Arbeitsbereich."

Enorme Leistungen, die aber auf die Dauer nicht Aufgabe der Reichswehr sein konnten.

Es werden auch die Gründe gestreift, für die Beendigung des Ausnahmezustandes: „Die politische Neutralität der Reichswehr, das Ergebnis der Arbeit dreier Jahre, mußte darunter leiden, wenn Stäbe und Truppen auf lange Zeit gezwungen wurden, sich mit politischen Einzelfragen zu befassen . . . Die Übertragung der Exekutive an die Wehrmacht ist und bleibt in allen Staaten das letzte Mittel des Staates, um seine inneren Gegner zu besiegen . . . Weitere innerpolitische Aufgaben, insbesondere die Aufrechterhaltung der Reichsautorität gegenüber den Ländern sollten nicht mehr Sache der Reichswehr sein. Die Reichsverfassung muß so umgestaltet werden, daß sie in Zukunft einen Konflikt zwischen dem Reich und den Ländern ausschließt."

Mit welcher erstaunlichen Klarheit eine solche Umgestaltung vorgeschlagen wird, die aber erst im nationalsozialistischen Deutschland möglich wurde, werden wir noch sehen.

*) Zitiert nach Rudolf Fischer: „Schleicher, Mythos und Wirklichkeit", S. 39 ff. Hanseatische Verlagsanstalt.

Weitere Jahre der Entwicklung

In mancher Hinsicht aufschlußreich ist eine Kritik über Seeckt, die ein englischer Beobachter — der uns schon bekannte Lord D'Abernon — noch im November in sein Tagebuch einträgt.

„Die Persönlichkeit v. Seeckts ist angesichts der ihm jetzt eingeräumten Macht so wichtig geworden, daß es lohnt, sich mit ihm näher zu beschäftigen. Dem Äußeren nach dürr und streng . . . . . ‚der General in Fuchsgestalt', wie ihn jemand nannte. Aber er hat nicht die charakteristischen Eigenschaften eines Fuchses, denn er ist von einer unantastbaren Ehrenhaftigkeit. Die Regierung hat Vertrauen zu ihm und seiner Verfassungstreue. Seine Kritiker behaupten, er habe den großen Fehler, daß er für einen General zu intelligent ist. Einige seiner Untergebenen, die nach einem militärischen Regime streben, beklagen sich, daß ihm der entsprechende politische Ehrgeiz fehle.

In militärischen Kreisen erzählt man sich, daß v. Seeckt ein Gegner Stresemanns sei. Dies wird wohl darauf zurückzuführen sein, daß Stresemann für ihn zu sehr Politiker, zu sehr Redner und nicht genug Mann der Tat und Entschlußkraft ist. Mit Ebert dagegen steht Seeckt sehr gut . . ."

Besonders die letzten Bemerkungen treffen das Richtige.

Über Ebert hat sich Seeckt immer mit Achtung ausgesprochen. Mit diesem einfachen Mann des Volkes, der den engen Horizont seiner Partei mehr und mehr verließ, um in staatsmännische Aufgaben hineinzuwachsen und Verständnis für die Bedürfnisse der Reichswehr zu zeigen, ließ sich arbeiten.

Dagegen lebte sich der Chef der Heeresleitung mit dem Reichskanzler und Reichsaußenminister in den folgenden Kabinetten mehr oder minder marxistischer Prägung, Dr. Stresemann, immer weiter auseinander. Das innerpolitische Jonglieren Stresemanns mit seiner Tendenz nach links konnte einer Persönlichkeit wie der Seeckts ebensowenig behagen, wie die Führung

der Außenpolitik. Obwohl sich Seeckt streng in seinen Grenzen hielt, erkannte dieser außenpolitisch ungemein begabte militärische Diplomat nur allzu deutlich die Schwäche einer Politik, die einerseits Rücksicht zu nehmen hatte auf die Wünsche einer internationalen Sozialdemokratie und eines überängstlichen Zentrums, andererseits sich verrannte in die Richtung einer Verständigung mit Frankreich um jeden Preis, ohne auf andere Imponderabilien in Europa genügend Rücksicht zu nehmen.

Sehr bezeichnend ist ein Vorgang, bei dem Seeckt Stresemann eine deutliche Warnung erteilte.

Ende August 1923 hatte der Chef der Heeresleitung den neuen Kanzler Stresemann anläßlich eines Abschiedsfestes für General v. Loßberg nach Döberitz eingeladen. Der eigentliche Zweck der Einladung zielte darauf hin, dem Kanzler einen persönlichen Eindruck von der Wehrmacht durch eine Parade und einen Zapfenstreich zu verschaffen. Bei Tisch erhob sich Stresemann zu einem Trinkspruch auf die Reichswehr und führte in längerer Rede aus, daß Reichsregierung und Reichswehr zusammengehörten. Er hoffe auf eine getreue Gefolgschaft der Reichswehr.

Seeckt antwortete, wie immer, sehr kurz. Einer seiner prägnanten Sätze lautete: „Die Reichswehr wird Ihnen folgen, Herr Reichskanzler, solange Sie auf deutschen Wegen gehen*)."

Ein deutlicher Ausdruck der Zurückhaltung, der zugleich eine Mahnung enthielt.

Stresemann hat diese Mahnung nicht befolgt.

Er konnte sich nicht entschließen, seinen innerpolitischen Stützpunkt auf die rechte Seite zu verlegen. Vergebens versuchte sein damaliger Staatssekretär, Freiherr v. Rheinbaben, ihn in diese Richtung zu manövrieren. Er versuchte es so lange — bis er gehen mußte.

*) Bericht des Staatssekretärs Freiherrn v. Rheinbaben an den Verfasser.

Als am 2. November die vier sozialistischen Minister aus dem Kabinett schieden, die große Koalition gesprengt war, hatte Stresemann erneut eine Chance, die Hand nach rechts auszustrecken. Er nutzte sie nicht.

Das war die Wende in seinem politischen Schicksal — — —

Die Hauptmeilensteine auf dem politischen Wege Deutschlands in den Jahren 1924 bis Herbst 1926 sind folgende:

Im Jahre 1924 wird die Reparationsfrage vorläufig durch das Dawes-Abkommen geregelt.

Der Beginn des Jahres 1925 wird durch den Wahlkampf um den Posten des Reichspräsidenten ausgefüllt.

Ebert stirbt am 23. Februar. Am 11. Mai hält Hindenburg seinen Einzug in Berlin.

Die Wahl des alten Generalfeldmarschalls zum Reichspräsidenten stärkt die Machtstellung der Reichswehr in hohem Maße.

Im weiteren Verlauf des Jahres wird um die Räumung des Sanktionsgebietes und der Kölner Zone gekämpft. Frankreich versucht die Räumung durch allerlei Vorwände, vor allem durch Bemängelung in der Entwaffnungsfrage, hinauszuschieben.

So reichen die Alliierten Anfang Juni der deutschen Regierung eine Entwaffnungsnote ein, in der Beanstandungen enthalten sind im Hinblick auf bestimmte Polizeifragen, auf die Zerstörung von Waffen und militärischen Anlagen und endlich auf die Stellung des Chefs der deutschen Heeresleitung. Auf die Machtposition Seeckts und den in seiner Hand konzentrierten Oberbefehl haben es die Franzosen seit langem abgesehen. Schon bei den Kämpfen um die Wahl des Reichspräsidenten spielte sie eine gewisse Rolle.

In einem Briefe Stresemanns an den Reichswehrminister Geßler, in dem die Bedenken gegen dessen Kandidatur offen erörtert werden, heißt es, daß der deutsche Botschafter in Paris gemeldet habe, er befürchte von einer Kandidatur des Reichswehrministers für die Wahl eine starke Belastung für die deutschen Beziehungen zu Frankreich. „Man habe in Frankreich die Vor-

stellung, daß der Chef der Heeresleitung der eigentliche Diktator in Deutschland sei, weil er über das Machtinstrument der Reichswehr verfüge, und daß der Reichswehrminister vollkommen mit ihm konform sei und auch mit ihm das militärische Element vertrete. Herr von Hoesch sagte mir damals, daß selbst ein weit rechtsstehender Kandidat für die Öffentlichkeit in Frankreich weit eher zu ertragen wäre als der Reichswehrminister, weil man die Empfindung habe, daß damit gewissermaßen die politische Leitung in die Hände der Reichswehr überginge. Ich habe Herrn Fehrenbach von diesem Gespräch Kenntnis gegeben und hinzugefügt: da der Reichspräsident gleichzeitig die vollziehende militärische Gewalt in Händen habe, so scheine es mir, als wenn diese Bedenken, die damals geäußert worden wären, bei Ihrer Reichspräsidentschaft wahrscheinlich verstärkt auftreten würden und in der gegenwärtigen außenpolitischen Situation erschwerend wirken könnten."

Mit Recht schrieben kurz darauf die „Leipziger Neuesten Nachrichten":

„Immerhin, man kann sich einen Außenminister vorstellen, der dem Ausfrager geantwortet hätte: Verehrter Freund und Zeitgenosse, ich denke, die Wahl des deutschen Reichspräsidenten ist eine innerdeutsche Angelegenheit. Ich glaube kaum, daß sich ein Kandidat finden ließe, der nicht irgendeiner Stelle im Ausland „verdächtig" wäre oder gegen den Angstmeier daheim nicht im Namen unserer Außenpolitik „Bedenken" haben könnten. Ich sollte aber meinen, eine Kandidatur, die von allen Parteien, von den Demokraten bis zu den Deutschnationalen, unterstützt würde, müßte für die deutsche Außenpolitik am ehesten tragbar sein. Ich wenigstens getraue mich, die einzig mögliche Außenpolitik, die wir bisher getrieben haben, mit ihr pflichtgemäß weiterzuführen. So hätte ein deutscher Außenminister sprechen können. So hat Herr Stresemann bekanntlich nicht gesprochen."

Die Note wird zwar ausweichend beantwortet, aber Stresemann glaubt den Franzosen in der Sicherheitsfrage entgegenkommen zu sollen und schlägt einen Sicherheitspakt vor, um den ein erbitterter innerpolitischer Streit ent-

brennt. Dieser Sicherheitspakt wird dann nach gewissen Abänderungen im Herbst 1925 in Locarno unterschrieben.

Seitdem spukt der „Geist von Locarno" als hoffnungsvoller Begriff bei den Anhängern Stresemanns und den Linksparteien, während die Rechtsparteien mit dem Vorwurf einer „Verzichtspolitik" angreifen.

Interessant ist, daß in dem Endkampf über die Herstellung der deutschen Antwortnote auf die Briandsche Note über den Sicherheitspakt Stresemann plötzlich die Unterstützung Dr. Geßlers findet. Er berichtet darüber selbst in seinem Tagebuch vom 19. Juli 1925: „Eine seltsame Hilfe kam bei den Kabinettsverhandlungen von einer Seite, von der ich sie am wenigsten erwartet hatte, nämlich vom Reichswehrminister Dr. Geßler, der in vollem Gegensatz zu Exzellenz Seeckt sich auf den Standpunkt stellte, die Frage, ob der Sicherheitspakt politisch eine Notwendigkeit sei, das habe, wie er bemerkte, das Auswärtige Amt zu entscheiden, der weiter — sich entweder naiv stellend oder mit wohlgelungener Absicht — Herrn Schiele fragte, wovon ein Sicherheitspakt ausgehen solle, wenn nicht vom Status quo."

Diese Eintragung läßt erkennen, daß hier bereits gewisse Meinungsverschiedenheiten zwischen Seeckt und seinem Reichswehrminister bestehen und daß Seeckt trotz seiner Zurückhaltung in politischen Fragen bei wichtigen Anlässen gehört wird.

Für beide Erkenntnisse findet sich ein weiterer Beleg in Stresemanns Memoiren. Unter dem 15. Januar 1926 ist dort eingetragen: „Abends Besprechung mit Reichskanzler (Luther) wegen Regierungsbildung .... Mitteilung, daß Geßler endgültig abgelehnt habe. Luther hat mit Seeckt über Besetzung des Postens durch Deutsche Volkspartei gesprochen. Seeckt hat Herrn v. Kardorff vorgeschlagen. Während unserer Besprechung trifft Nachricht ein, daß Brauns bittet, über Ministerium nicht zu verfügen, da er alle Mittel anwenden wolle, Geßler zum Bleiben zu bewegen."*)

*) Gustav Stresemann: Vermächtnis, Zweiter Band, S. 383. Ullstein-Verlag.

Geßler bleibt dann Reichswehrminister auch im zweiten Kabinett Luther.

Im übrigen ist um der Gerechtigkeitwillen festzustellen, daß die deutschen Vorschläge für den Locarno-Vertrag auch in Frankreich heftigen Angriffen begegneten. So schrieb ein französisches Blatt, „daß die französische Politik, die auf die deutschen Vorschläge einginge, eine Politik der Feigheit wäre, daß man aber am besten täte, nunmehr auch dem General Seeckt den Oberbefehl über die französische Armee zu übertragen." — — —

Zu Neujahr 1926 wird Herr v. Seeckt vom Reichspräsidenten, Generalfeldmarschall v. Hindenburg, zum Generaloberst ernannt. — — —

Das Jahr 1926 bringt zunächst eine Mißstimmung zwischen Stresemann und Mussolini. Mussolini war in Locarno nur kurz anwesend, und es kam zu keiner persönlichen Aussprache zwischen ihm und dem deutschen Außenminister.

Auch mit Rußland gibt es zunächst infolge von Locarno Auseinandersetzungen, Mißverständnisse und Verstimmungen. Das Endergebnis jedoch ist eine Klärung und Festigung der Beziehungen, die sich seit Rapallo bei aller Gegensätzlichkeit der politschen Auffassung normal entwickelt haben durch den Berliner Vertrag vom 24. April 1926.

Am 10. September 1926 tritt Deutschland in den Völkerbund ein, nach heftigem Kampf um einen ständigen Ratssitz, und nachdem im März des Jahres die deutsche Delegation infolge der internationalen Komplikationen wegen dieses Kampfes unverrichteter Sache von Genf nach Berlin hatte zurückkehren müssen.

Wie Seeckt über Deutschlands Eintritt in den Völkerbund dachte, wird noch zu erörtern sein.

Zwei Wochen nach der Rückkehr der deutschen Delegation von der ersten Völkerbundstagung unter Mitwirkung Deutschlands kommt es am 8. Oktober 1926 zum Rücktritt des Generaloberſten v. Seeckt von seinem Posten als Chef der Heeresleitung.

Der Rücktritt

Eine an sich geringfügige Angelegenheit ist die Veranlassung.

Heute, da Deutschland aus dem Sumpf heraus ist, die trostlose Parteiwirtschaft endgültig hinweggefegt wurde, die Wehrmacht wieder frei und sicher steht, ist es schwer, manche Ereignisse jener Zeit auch nur zu verstehen. Unter vielem Unbegreiflichen erscheint es mit am unbegreiflichsten, daß ein Mann von dem Einfluß und den Verdiensten Seeckts, daß der Schöpfer der Reichswehr an der Vollendung seines großen Werkes verhindert wurde und stolpern mußte — weil ein Hohenzollernprinz an einem Manöver der Reichswehr teilnahm!

Im September 1926 nämlich rauscht durch den Blätterwald der Linksparteien die allerdings „erschütternde" Nachricht, der älteste Sohn des Kronprinzen habe in Uniform den Reichswehrmanövern in Münsingen beigewohnt. Alle Register der Verhetzung werden aufgezogen. Man spricht von „monarchistischer Verseuchung" der Reichswehr, Reporter eilen an den „Tatort", treffen die „sensationelle" Feststellung, Prinz Wilhelm sei auch „außerhalb des Dienstes von Offizieren der Traditionskompagnie des 9. Regiments begleitet worden, habe mit ihnen sogar einen Ausflug auf die nahe gelegene Hohenzollernstammburg unternommen, ja, er habe, wie die Bevölkerung sich dort ausdrücke, ‚den Johann gemacht', das heißt beispielsweise beim Sportfest der Reichswehr die Laufbahn abgemessen!!"

Kurz, aus der Mücke wird der berühmte Elefant.

Die Mücke sind folgende Tatsachen: Seeckt war auf Anregung der Kronprinzessin der sehnliche Wunsch des jungen Prinzen vorgetragen worden, an einem Manöver teilzunehmen. Der General hatte ihm die Teilnahme als Zuschauer gestattet. Wie vorsichtig und korrekt er aber auch hier vorgegangen war, zeigt die Instruktion, die er dem damaligen Kommandeur des 9. (Preuß.) Infanterie-Regiments, Oberst Meyn, gab, dem der Prinz während der Übungszeit des Regiments auf dem Truppenübungsplatz Münsingen vom 15. August bis 9. September 1926 zugeteilt war.

Seeckt ließ den Kommandeur anläßlich einer Führerübung im Sommer 1926 zu sich bitten und sagte ihm etwa folgendes:

„Mir ist der Wunsch vorgetragen worden, daß der Prinz Wilhelm von Preußen an der Kraftwagenfahrt des Regiments teilnimmt. Ich habe mich hiermit nicht einverstanden erklärt. Der Kraftwagenmarsch führt das Regiment durch einen großen Teil des deutschen Reiches, und es ist möglich, daß dann politische Schwierigkeiten eintreten können. Da aber das Regiment im Herbst auf dem abgeschlossenen Truppenübungsplatz Münsingen eine längere Zeit zur Abhaltung von Übungen sich aufhalten wird, will ich genehmigen, daß der Prinz dort als Zuschauer zugegen ist. Sie können ihn als Ordonnanzoffizier des Regimentsstabes verwenden, im übrigen ist er aber, wie gesagt, nur Zuschauer. Suchen Sie zu erreichen, daß möglichst wenig hiervon im Regiment und außerhalb gesprochen wird. Ich füge hinzu, daß ich jede Verantwortung übernehme, denn ich halte es für erwünscht, daß unsere jungen Prinzen auch das dienstliche Leben in der heutigen Zeit kennen lernen."

Entsprechend dieser Instruktion nahm der Prinz auch an den Übungen des Regiments als Zuschauer teil, ritt im Regimentsstabe und wurde bisweilen als Ordonnanzoffizier verwendet. An den Nachmittagen begleitete er den Kommandeur zu Schießübungen und anderem Dienst. Niemals hat er irgendein Abzeichen der Reichswehr angelegt, noch hat er Befehlsgewalt auch nur über einen einzigen Mann gehabt. Lediglich um ihm Freude zu machen, wurde ihm zweimal erlaubt, beim Parademarsch einzutreten.

Das war alles.

Um so törichter mutet der ganze Pressesturm an, durch den der Reichswehrminister die Angelegenheit erfährt. Rückfragen ergeben, daß die Erlaubnis zur Teilnahme an den Übungen für den Prinzen durch den Chef

der Heeresleitung erteilt worden ist. Seeckt selbst ist begreiflicherweise von der Wirkung seiner doch so vorsichtigen Anweisung überrascht.

Anstatt nun die Anwürfe der Linken sarkastisch abzutun, setzt sich Geßler auf ein hohes Pferd und vertritt Seeckt gegenüber den Standpunkt, die Erlaubnis für einen Hohenzollernprinzen, an Übungen des Reichsheeres teilzunehmen, stelle ein politisches Problem ersten Ranges dar. Er müsse beim Reichspräsidenten die Frage, ob der Reichswehrminister in einem solchen Falle übergangen werden dürfe, zur Entscheidung bringen.

Dem Verfasser hat ein Besucher des Reichspräsidenten, der zufällig im Vorzimmer auf seine Audienz wartete, erzählt, wie Geßler mit hochrotem Kopfe aus dem Arbeitszimmer Hindenburgs gestürzt sei und geäußert habe, „solcher Eigenmächtigkeit müsse endlich ein Riegel vorgeschoben werden."

Es hatte augenscheinlich beim Reichswehrminister, wie es oft im Leben geschieht, ein Tropfen das Faß zum Überlaufen gebracht. Das Verhältnis zwischen ihm und dem Chef der Heeresleitung war in letzter Zeit kein ganz ungetrübtes mehr gewesen. Es war auch für die Öffentlichkeit kein Geheimnis, daß Seeckt nicht nur die Reichswehr autoritativ beherrschte und jede Einmischung in seine Kommandogewalt ablehnte, sondern auch im Reichswehrministerium hinter den Kulissen dirigierte. Erst unlängst war in einem Witzblatt Geßler als der Laufbursche Seeckts dargestellt worden.

Das alles mag den Reichswehrminister schon lange gewurmt haben, und sein Unmut entlud sich nun mit einem Schlage.

Wenn man bis hierher noch psychologisch das Verständnis für die Entwicklung der Dinge aufbringen kann, so steht man vor der Fortsetzung und dem unerwarteten Schluß wie vor einem Rätsel.

Seeckt beharrt gegenüber dem törichten Geschwätz der Zeitungen und den Vorwürfen seines Ministers auf dem Standpunkt, die Erteilung der Erlaubnis für den Prinzen, die Manöver mitzumachen, sei lediglich Sache des Chefs der Heeresleitung gewesen und man könne den aufgebauschten Fall nur mit

Ironie erledigen. Sarkastisch bemerkt er, die Hohenzollern seien ja nicht ganz schlechte Soldaten gewesen, und es sei nicht einzusehen, warum man dem Prinzen Wilhelm verwehren sollte, einen Einblick in militärische Ausbildung zu gewinnen.

Allem Anschein nach stand das Kabinett diesem Konflikt zwischen seinem Reichswehrminister und dem ersten Offizier der Reichswehr, nachdem er nun vor die Öffentlichkeit gezerrt war, unentschlossen gegenüber.

Bei einer Rücksprache erhält Seeckt den Wink, pro forma sein Abschiedsgesuch einzureichen, um die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen. Man werde aber dieses Gesuch nicht annehmen.

Nach Hause zurückgekehrt — wir schreiben den 6. Oktober 1926 — setzt Seeckt sein Entlassungsgesuch auf und reicht es ein — immer in der Meinung, daß es sich lediglich um eine Formalität zur Bereinigung der Angelegenheit handle. Er hätte sich sonst sicher nicht dazu bewegen lassen, weil er es als sinnlos empfinden mußte, wegen einer solchen Bagatelle, die im schlimmsten Falle die Unterschätzung der politischen Auswirkung einer an sich völlig harmlosen Anweisung sein konnte, die Fortführung seiner Lebensaufgabe aufs Spiel zu setzen.

Um so überraschter ist er, als er am 8. Oktober „auf eigenen Antrag den Abschied mit der Berechtigung zum Tragen der Uniform des 9. (preußischen) Infanterie-Regiments" erhält.

Drei Tage war hinter den Kulissen der Kampf ausgefochten worden, bis man den Entschluß fassen zu müssen glaubte, dem Reichswehrminister recht zu geben und Seeckt dem Sturm der öffentlichen Meinung zu opfern.

In der Rechtspresse jener Tage ist es so hingestellt worden, und auch heute noch findet man bei einzelnen Schriftstellern die Meinung vertreten, als habe letzten Endes bei dieser Entscheidung der Reichsaußenminister Stresemann sein Wort in die Waagschale geworfen, um nach außen hin keinen Zweifel darüber zu lassen, daß die Politik in Deutschland von ihm bestimmt würde.

Die Darstellung von der Einwirkung Stresemanns, veranlaßt durch angebliches Drängen Briands bei dem historischen Gespräch in Thoiry, läßt sich aber nach dem, was heute bekannt ist, nicht mehr aufrechterhalten.

Geßler selbst hat sich, als auch er im Jahre 1928 gestürzt wurde, in der Verteidigung gegenüber seiner Partei darauf berufen, die plötzliche Verabschiedung des Generaloberſten v. Seeckt während seiner Amtszeit sei „nicht als Ausnahmefall, sondern als klarer Beweis für seine kraftvolle Ministerschaft zu werten."

Und in dem schon angeführten Nachlaß Stresemanns findet sich ein Brief vom 19. Oktober 1926 an Freiherrn v. Lersner abgedruckt, in dem der Hergang, wie folgt im großen und ganzen richtig wiedergegeben sein mag:

„So sehr ich die Wirkung des Abgangs des Herrn Generals von Seeckt auf die Auslandsdeutschen verstehe, so sehr glaube ich andererseits, daß diese Tatsache als das gewürdigt wird, was sie tatsächlich ist, als eine Entscheidung des Herrn Reichspräsidenten als obersten Befehlshabers der Armee in einer Disziplinfrage, bei der weder das Auswärtige Amt noch der Außenminister zur Stellungnahme Gelegenheit hatten. Sie wissen auch, daß hier keine Kabinettsentscheidung vorliegt, sondern, daß der Herr Reichswehrminister aus Disziplinargründen den Abschied des Herrn Generals von Seeckt für notwendig gehalten hat. Wenn also irgendwelche Kritik geübt wird und irgendwie Verstimmungen entstanden sind, so können Sie des einen sicher sein, daß hier weder irgendwelche außenpolitische Rücksichtnahme noch irgendwelche parteipolitische Einstellung gegenüber dem General von Seeckt obgewaltet hat, sondern daß rein sachliche Motive den Herrn Reichspräsidenten dazu bewogen haben, dem Abschiedsgesuch des Herrn Generals von Seeckt, sicherlich schweren Herzens, zu entsprechen."

Die Wirkung in Frankreich zeigt allerdings, wie hoch Seeckt für die deutschen militärischen Belange und als Atout im deutschen politischen Spiele gewertet wurde.

Dem von Versailles her bekannten Freiherrn Kurt v. Lersner, einem Verwandten des Adressaten des Stresemann-Briefes, der zufällig in Paris weilt, und die Stadt an vereinzelten Stellen sogar beflaggt sieht, wird von französischen Bekannten offen erklärt: „Jetzt ist für uns ein deutsches Bollwerk gefallen!"*)

Es ist wie Ironie des Schicksals, daß drei Monate nach dem Rücktritt Seeckts die interalliierte Kontrollkommission aufgelöst wird und Stresemann in der Reichstagssitzung vom 23. November 1926 der Reichswehr in Kenntnis der bevorstehenden Auflösung folgendermaßen öffentlich Dank abstattet:

„Wenn ich zu der Annahme berechtigt bin, daß wir uns in den Schlußphasen der Verhandlungen über die Abrüstung befinden, dann gestatten Sie mir, bei dieser Gelegenheit aber auch ein Wort an diejenigen Männer der Reichswehr zu richten, die hierbei beteiligt gewesen sind. Ich glaube, es wird im deutschen Volk vielfach nicht genügend beachtet, welche Anforderungen seelischer Natur — Selbstbeherrschung und Disziplin — an diejenigen gestellt werden mußten, die dieses Werk mit eigenen Händen durchgeführt haben. Wenn man daran denkt, wie der Felsen von Helgoland einst eine Festung im Meere war und von denjenigen niedergerissen wurde, die ihn errichtet hatten, wenn man denkt, was einst Deutschlands Armee war und was sie heute ist, dann zeugt, glaube ich, die Art, wie diese Abrüstung durchgeführt worden ist, von einem Geist dieser Truppe und ihrer Offiziere, der alte Disziplin und Hingabe an den Staat über jedes persönliche Empfinden stellt."

Diesen Dank der Reichsregierung durfte Seeckt in erster Reihe für sich beanspruchen.

Zur Schlußbetrachtung der Tätigkeit des Generaloberſten v. Seeckt als Chef der Heeresleitung möchte ich noch einmal Lord D'Abernon für eine biographische Skizze Seeckts das Wort überlassen:

*) Bericht an den Verfasser.

„Als Haldane nach Beendigung seiner berühmten Mission im Jahre 1913 aus Berlin zurückkehrte, soll er gesagt haben, daß die deutschen Generäle, die er traf, auf ihn den Eindruck netter alter Herren gemacht hätten, die sehr zähe an ihren Meinungen festhielten und sie vielleicht mit einem gewissen Eigensinn, aber keineswegs unfreundlich vertraten.

Diese Beschreibung trifft nur auf wenige deutsche Generäle zu — Hindenburg, Hoffmann und Kluck. Es gibt jedoch eine andere Klasse von einem viel härteren Typus — die Ludendorffs und Seeckts. Es gibt auch sicherlich noch andere Typen und andere Abarten. Ludendorff bin ich nie begegnet, aber allem Anschein nach kann man ihn nicht als einen gutmütigen alten Herrn bezeichnen.

Von Seeckt ist viel interessanter. Sein Auftreten in Spa, unter den schwierigsten Bedingungen, war von großer Würde. Auf den ersten Blick trocken und knochig, fast zu sehnig, zu hart, zu sehr ein Bündel gespannter Energie. Wenn nicht das ewige Monokel wäre, von dem sich die Offiziere des alten deutschen Heeres nicht trennen können, würde er an Julius Cäsar erinnern. Bei näherer Bekanntschaft verflüchtigt sich der erste Eindruck der Trockenheit, und man wird sich nur seiner Energie, Kraft und Tüchtigkeit bewußt, und das innere Wesen dieses Mannes ist alles andere als trocken.

Eine tiefe Hingabe an seinen Beruf, eine vollkommene Loyalität gegenüber seinen Vorgesetzten, unbedingte Treue gegenüber dem Staat. Als im November 1923 der Hitler-Putsch in München ausbrach, war es die vollkommene Zuverlässigkeit Seeckts, die das Land vor ernsten Wirren rettete — sowohl seine Zuverlässigkeit gegenüber der Republik wie auch die Zuverlässigkeit der ihm ergebenen Soldaten. Als er gefragt wurde, ob die Reichswehr zu Bayern oder zum Reich halten wird, antwortete er: „Sie wird zu mir halten", und denen, die Seeckt kannten, genügte es.

Ein viel großzügigerer Geist, als man ihn in einer so engen Uniform vermutet, eine weitreichendere Einsicht, als sie einem so korrekten, strengen, blitzsauberen Äußeren entspricht.

Einen der größten Ansprüche, die Seeckt an das öffentliche Vertrauen stellen kann, begründet die Tatsache, daß er sich der Politik ferngehalten hat. Während des Krieges hatte er Gelegenheit, alle Verbündeten Deutschlands kennenzulernen. Er war zwei Jahre beim österreichischen Heer, ein Jahr bei den Bulgaren und ein Jahr bei den Türken. Seiner Ansicht nach waren die Türken die besten Soldaten. Sie waren nicht anspruchsvoll in bezug auf Essen oder Geld, und haben sich gut geschlagen. Die Bulgaren und Österreicher standen ungefähr auf einem gleichen Niveau, reichten jedoch in ihrer militärischen Fähigkeit nicht an die anderen heran.

Die heutige deutsche Reichswehr hielt Seeckt immer für zahlenmäßig zur Erfüllung der ihr anvertrauten Aufgaben nicht ausreichend, aber er behauptet, daß sie ein brauchbares und zuverlässiges Instrument sei. Die Offiziere wurden von ihm selbst mit größter Sorgfalt ausgewählt, ausschließlich nach ihrer militärischen Eignung, ohne Rücksicht auf politischen Einfluß. Das ist sein Verdienst, das er mit aller Ehrlichkeit für sich in Anspruch nehmen kann, und zwar trotz der Tatsache, daß 90 % der Offiziere im Grunde ihres Herzens monarchistisch sind. Was die Gefahr der Putsche von rechts oder links betrifft, so ist von Seeckt nie ein Schwarzseher gewesen. Die Ereignisse haben ihm recht gegeben. Er war nicht nur vorausschauend, er hat auch viel dazu beigetragen, die Entwicklung in den von ihm vorausgesagten Lauf zu drängen, und hat dadurch nicht nur seinen Ruf als Prophet gefestigt, sondern auch seinem Lande unschätzbare Dienste geleistet."

Seeckt und die Politik

Es ist in diesen Ausführungen immer wieder unterstrichen worden, und es wurden auch Zeugnisse dafür angeführt, daß Seeckt sich als Chef der Heeresleitung streng innerhalb des Rahmens seiner Aufgabe gehalten und jeder eigenwilligen politischen Betätigung enthalten hat.

Er wollte offenbar seinen Soldaten auch darin ein Vorbild sein.

Daß seine Stellung trotzdem eine hochpolitische war, und die Erfüllung seiner militärischen Aufgabe politische Auswirkungen sowohl nach Innen als nach Außen hatte, kann dabei nicht übersehen werden.

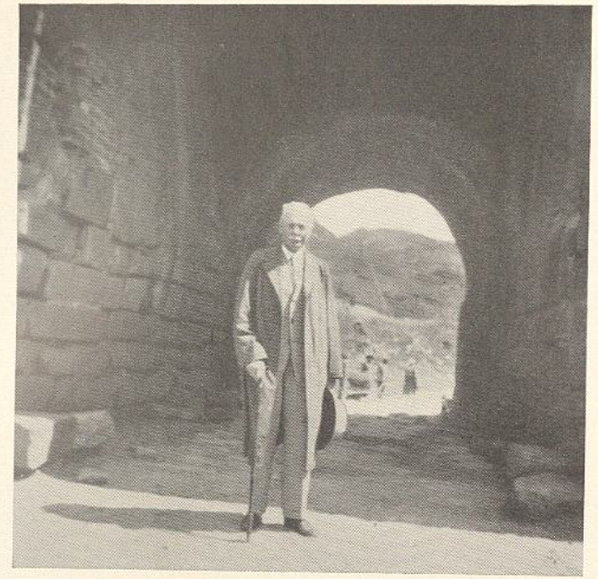
Allein die Tatsache des Aufbaues der Wehrmacht und die fortschreitende Stärkung ihrer Stellung mußte auf alle Politiker und Parteien, ja, auf die Mitglieder der Reichsregierungen selbst bis hinauf zum Reichspräsidenten einen nicht geringen Einfluß ausüben. Den einen zur Freude, den anderen zum Leide.

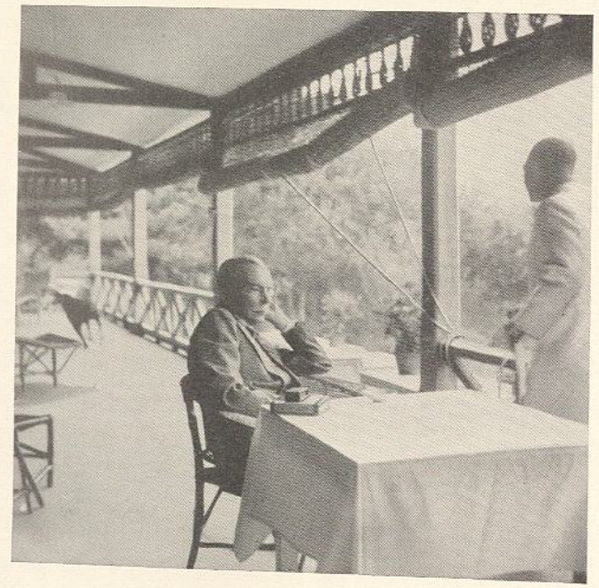
Besonders die Parteien fühlten: „Hinter der eindrucksvoll schweigenden Maske des Generals v. Seeckt konsolidierte sich eine Macht, deren Atem länger war, als der wechselnder Koalitionen.“*)

Der Umstand, daß Seeckt und die Reichswehr aufeinander eingestellt und einander verschworen waren, — die Reichswehr Ausdruck der Führung und des Willens Seeckts und Seeckt Verkörperung der Reichswehr — zwang alle Politiker des In- und Auslandes, den General in ihre Berechnungen einzustellen. Daher auch die innerpolitischen und außenpolitischen Kämpfe um Seeckt, von denen die ersteren offen und scharf, die zweiten mehr oder minder versteckt geführt wurden.

Daß die Macht der Verhältnisse Seeckt und seine Reichswehr zwangen, vorübergehend auch in die Innenpolitik einzugreifen, haben wir bei seiner Betrauung mit der vollziehenden Gewalt vom 26. September 1923 bis zum

*) Rudolf Fischer: „Schleicher, Mythos und Wirklichkeit“, S. 44.





In China 1935

29. Februar 1924 gesehen. Gesehen haben wir auch, wie sich Seeckt sofort nach Erfüllung dieser ihm gestellten Aufgabe wieder aus der aktiven Politik zurückzog.

Die Tatsache ferner, daß Seeckt sich aus militärischen Gründen veranlaßt sah, die „russische Karte" in die Hand zu nehmen, hat selbstverständlich ihre Rückwirkung auf die außenpolitischen Verhältnisse Deutschlands und auf dessen außenpolitische Führung gehabt.

Endlich hat die Reichswehr als stummer aber deutlicher Ausdruck unerschütterlichen deutschen Wehrwillens auf manche Entschließung der Entente im Sinne Deutschlands besser und stärker eingewirkt, als alle Reden und Bemühungen deutscher Minister und Delegierter und Botschafter auf internationalen Konferenzen oder in persönlichen Rücksprachen.

Wurde also Seeckt sozusagen zu einem Politiker wider Willen schon durch sein militärisches Dasein, so war er infolge seiner Zurückhaltung, seines Schweigens und der Undurchsichtigkeit seiner Maske in der Tat ein diplomatischer General in des Wortes wirksamster Bedeutung.

Wie klar, wie konstruktiv, ja, fast seherisch weit vorausblickend seine politische Konzeption im Stillen an verantwortlicher militärischer Stelle gewesen ist, das erweisen nachträglich seine Werke und Schriften, die er nach seinem Abschied, und zwar hauptsächlich in den Jahren 1929 bis 1933, veröffentlicht hat.

In innerpolitischer Beziehung allerdings auch schon die bereits erwähnte Denkschrift des Reichswehrministeriums aus dem Jahre 1924, bei der wir wieder einen Augenblick verweilen müssen. Denn hier wird zugleich mit dem Bericht über das Vergangene eine Konstruktion für die Zukunft aufgezeigt, die neun Jahre später durch die nationalsozialistische deutsche Staatsführung als Ideallösung in Angriff genommen werden sollte.

Zum Beweis möge folgender Auszug aus der Denkschrift dienen: „Solange die Reichswehr die einzige ‚Hausmacht' des Reiches bildet, ist die periodische Wiederkehr des militärischen Ausnahmezustandes eine unabwendbare Not-

wendigkeit. Im Interesse des Reiches und der Reichswehr liegt es, daß dies nach Möglichkeit vermieden wird. So bleibt der einzige Ausweg, die Machtverhältnisse, die sich im Winter 1923/24 augenfällig ergeben haben, rechtlich und für die Dauer festzuhalten. Das Eingreifen des Reiches in Sachsen und Thüringen darf keine Episode bleiben, sondern muß der Anfang einer neuen positiven Innenpolitik des Reiches werden. Der militärische Ausnahmezustand, der dem Reich hier wichtige Machtpositionen geschaffen hat, zeigt den Weg, den die Zivilverwaltung in organischer Weiterbildung der Reichsverfassung gehen muß. Reich und Preußen sind nicht mehr zu trennen. Daher muß sich das Reich durch Personalunion mit Preußen und Zusammenlegung aller in Frage kommenden Behörden die Macht dieses Großstaates verschaffen und die nord- und mitteldeutschen Länder in diesen Staatsverband unmittelbar aufnehmen. Nur wenn das Reich so zum unmittelbaren Staat wird, wird es davon abstehen können, seine Innenpolitik immer wieder durch das alleinige Mittel des militärischen Ausnahmezustandes durchzusetzen. Gerade im Interesse der Überordnung der Regierungsgewalt über die militärische, im Interesse der Fernhaltung der Wehrmacht aus der Politik ist die Schaffung eines geschlossenen Großstaates, einer festen Hausmacht des Reiches in Nord- und Mitteldeutschland eine zwingende Notwendigkeit. Ich verweise hierbei auf den ersten Teil meiner Stellungnahme zur Bayrischen Denkschrift . . . . Die Weimarer Verfassung war eine Halbheit. Der nationale Einheitsstaat war beabsichtigt, wurde aber gegen den Widerstand der Länder nicht durchgesetzt. Die Folge war ein Kompromiß, das zu einer Reihe sich immer wiederholender Konflikte mit Bayern geführt hat . . . Ein Bundesstaat im Sinne des bayrischen Antrages bedeutet die Auflösung des Reiches und die Aufteilung Deutschlands in Interessensphären seiner Nachbarn. Eine solche Lösung ist nicht diskutierbar. Es kann sich in den drei Grundfragen: Behauptung des Reiches nach außen, Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern und Erhaltung des Reiches als einheitliches Wirtschaftsgebiet nur darum handeln, ob man Bayern Reservatrechte im Rahmen

des Reiches bewilligen oder ihm anheimstellen soll, aus dem engeren Reichsverband auszuscheiden und sein Verhältnis zum Reich auf dem Vertragswege neu zu regeln. Ganz im Gegensatz zu den bayrischen Vorschlägen zwingt vielmehr unsere innere und äußere Lage zur Stärkung und Festigung der Reichsgewalt, einer Entwicklung, die sich mit der dringend notwendigen Dezentralisation in der Verwaltung durchaus im Einklang bringen läßt. Die Ideallösung wäre ein nationaler Einheitsstaat mit machtvoller Zentrale und Reichsprovinzen mit weitgehender Selbstverwaltung." . . . .

Mit Ausnahme dieser konstruktiven Ideen auf dem Gebiete der Verwaltung finden wir wenige Hinweise auf die Innenpolitik in Seeckts Schriften, was bei seiner Abneigung gegen jede Parteipolitik, gegen alles Laute und Phrasenhafte ohne weiteres verständlich ist.

Nur insofern hat er sich mit Innenpolitik befaßt, als er die notwendige Wechselwirkung zwischen ihr und der Außenpolitik in Betracht ziehen mußte und als Grundlage für jede wirkungsvolle Außenpolitik, für die Möglichkeit Deutschlands, frei und Herr seines Schicksals zu bleiben, die innere Einigkeit ansah.

„Zur Freiheit und zum Herrentum gehört Gesundheit, Einigkeit, Macht. Daher liegt der Grund aller Außenpolitik in dem Bestreben, daß wir wieder gesund, einig, mächtig werden." — Dieses innerpolitische Bekenntnis steht am Schluß seiner außenpolitischen Betrachtungen über „Deutschland zwischen West und Ost".

Hier schaltet sich beim Leser unwillkürlich der Gedanke ein, welch tragisches Geschick es für Seeckt war, daß es ihm nicht vergönnt gewesen ist, nach seinem Rücktritt auf verantwortungsvollem Posten als Diplomat im Ausland für sein Vaterland zu wirken, wie er es gewünscht hätte.

Schon einmal ist der Lebensweg Seeckts von der Richtung zu großen Entfaltungsmöglichkeiten abgebogen. Als im Weltkrieg die entscheidenden Beschlüsse für den deutschen Kampf gefaßt werden mußten, als Ludendorff

das Steuer des deutschen Kriegsschiffes aus der Hand genommen wurde, war Seeckt fern in der Türkei und wurde nicht zu Rate gezogen. Er hat einmal einem vertrauten Freunde gegenüber erkennen lassen, wie sehr er gewünscht hätte, zum Nachfolger Ludendorffs berufen zu werden. Durchdenkt man im Hinblick auf Seeckts ganze Persönlichkeit die möglichen Folgen einer solchen Berufung, so gelangt man zu der Überzeugung, daß manches anders gekommen wäre. Sicher hätte in den historischen Stunden zu Spa der Oberste Kriegsherr aus Seeckts Munde nicht die erschütternde Meldung des Generalquartiermeisters Groener vernommen, daß das deutsche Heer geschlossen, aber nicht unter Führung des Kaisers nach Hause marschieren werde.

Seeckt war bestimmt kein Revolutionär, sondern ein Baumeister auf konservativer Grundlage. Aber ebensowenig war er konservativ im engen parteipolitischen Sinne. Er war stets bereit, nach gründlichem Wägen auch zu wagen. Hatte er aber einmal den Entschluß zu einer Tat oder zu einem Bündnis gefaßt, dann war seine Haltung unerschütterlich. Wohl war er Diplomat, aber niemals Intrigant.

So weit über Seeckts innerpolitische Gedanken und Möglichkeiten. — — —

Ungemein plastisch und hellsichtig geschaut hebt sich das Bild der außenpolitischen Verhältnisse und Möglichkeiten Deutschlands aus Seeckts Schriften heraus, unter denen die eben genannte und die uns auch zum Teil bereits bekannte Rede „Wege deutscher Außenpolitik“ den ersten Rang einnehmen.

Mit klassischer Einfachheit wird in letzterer das Entscheidende für jede außenpolitische Betrachtung gesagt, wenn es dort im Hinblick auf die Verhältnisse der anderen Staaten heißt: „Wir müssen dabei den Fehler vermeiden anzunehmen, daß diese Staaten in erster Linie an Deutschland interessiert seien, sondern wir müssen versuchen zu ergründen, auf welchen Wegen ihre eigenen Interessen liegen, um daraus zu sehen, ob sie mit den unseren übereinstimmen oder ihnen entgegenlaufen. Von dem Gesichtspunkt einer Deutschfreundlichkeit oder Deutschfeindlichkeit sehen wir dabei ganz ab und

nehmen als selbstverständlich an, daß jeder Staat nur nach den eigenen Interessen handelt.“

Aus seinen Ausführungen geht ferner hervor, ohne daß es direkt gesagt wird, wie gegensätzlich seine eigene Auffassung zu der außenpolitischen Linienführung Stresemanns gewesen ist.

Nach Abtastung aller Möglichkeiten für eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich kommt er zu folgendem Resultat: „Frankreich kann seine Kampfstellung gegen Deutschland nicht aufgeben. Seine Politik ist geschichts- und erdgebunden, sie kann erst aufhören, wenn die Lebenskraft Frankreichs versiegt. Es gibt Episoden stärkerer und geringerer Expansionskraft, die Hauptlinien der Politik sind festgelegt. Die Form kann wechseln, der Angriffswille bleibt. Es gibt keine Verständigung zwischen Gleich und Gleich. Es gibt nur die Unterwerfung Deutschlands. Ist eine Verständigung nicht möglich und ist eine Unterwerfung ausgeschlossen, so bleibt nur der Kampf. Dieser ist Deutschland seit Hunderten von Jahren aufgezwungen und er dauert heute noch an. Friedensschlüsse beeinflussen nur seine Form.“

Deshalb wertet er auch Deutschlands Eintritt in den Völkerbund, den Stresemann als Fortschritt auf seinem Wege zur Verständigung mit Frankreich buchte, mit skeptischer Zurückhaltung und sagt an anderer Stelle: „Ich glaube, daß Deutschland außerhalb des Völkerbundes eine geschlossenere, ich möchte sagen, reinlichere Politik treiben kann und daß auf die Dauer die Stellung Deutschlands im Bund für das allgemeine Volksempfinden ebenso unerträglich ist, wie es für den Träger dieser Politik in Genf ist, der sich immer wieder, nach Lage der Kräfteverhältnisse ganz unvermeidlichen Niederlagen und Fehlschlägen auszusetzen hat.“

Ungewollt vernichtend für die Gloriole, die die Rheinlandräumung um Stresemanns Haupt flocht, erscheint folgende Überlegung Seeckts: „Unter den Erfolgen der Politik der zehn Jahre haben wir uns gewöhnt, die Befreiung des Rheinlandes an erste Stelle zu stellen und das Verschwinden der Kontrollkommission, der militärischen und wirtschaftlichen, hinzuzuzählen.

Nun gibt es gewiß niemand, der die Räumung der Rheinlande von fremden Truppen nicht erfreut und dankbar begrüßt hätte. Vergessen darf aber dabei nicht werden, daß die Wiederherstellung der deutschen Souveränität in ehemals besetztem Gebiet nur eine beschränkte ist und daß wir sie teuer genug bezahlt haben. Die Hauptsache ist dabei doch, daß wir die Durchführung der Bestimmungen des Versailler Vertrages, die zu unseren Gunsten sprechen, wie die fristgemäße Räumung der Rheinlande — denn der Gegner war zur Räumung vor Ablauf der Termine bei Erfüllung unserer Verpflichtungen vertraglich verpflichtet—, daß wir diese Vertragserfüllung als Erfolg unserer Politik buchen müssen und sie noch dazu besonders bezahlten."

Zu neuen Ufern einer deutschen Außenpolitik aber weist der Schluß seiner Rede zu Münster: „Endlich scheint die Abkehr von vorgefaßten Meinungen, von Einbildungen, die sich als trügerisch, von Wegen, die sich als falsch erwiesen haben, dringend notwendig. Mehr als es bisher geschehen ist, muß nicht nach Freundschaft, aber nach der Übereinstimmung von Interessen ausgeschaut werden. Denn es ist nicht zu verkennen, daß man Italien kaum oder zu geringe Rücksicht schenkte, weil man Frankreichs Wohlwollen suchte und weil man den Faschismus nicht liebte, oder daß man mit „Horthy-Ungarn" nichts zu tun haben wollte, als ob wir in der Lage wären, irgendeine Interessengemeinschaft zu vernachlässigen.

Damit sei es der Andeutungen über neue Wege genug. Möchte Deutschland Männer finden, die diese steinigen Pfade zu gehen fähig und bereit sind."

Ein selten klares und einleuchtendes Anschauungsbild deutscher Außenpolitik.

Wie Seeckt darin die „russische Karte" eingebaut hat, in dem Bestreben, Deutschlands Rücken freizuhalten, haben wir schon betrachtet.

Austritt aus dem Völkerbund, die Achse Rom—Budapest—Berlin — — — sind das nicht prophetische Erkenntnisse des heute eingeschlagenen Weges deutscher Außenpolitik?

Einer ist diese „steinigen Pfade" in der Tat gegangen — Adolf Hitler.

Schriftsteller und Abgeordneter

Bei der Betrachtung Seeckts als Politiker ist schon manches über den Schriftsteller Seeckt vorweggenommen.

Zuvor müssen wir aber noch auf seinen Lebensweg zurückkehren, den wir mit seiner Abdankung als Chef der Heeresleitung verlassen haben.

Was tut der Generaloberst, der plötzlich in das Zivilleben eintritt, zunächst?

Er unternimmt eine längere Reise nach Spanien und Italien und gewinnt dadurch Distanz zu den Dingen.

Dann bezieht er die Wohnung Brückenallee 32 in dem schönen und ruhigen Viertel am Bellevuepark. Sein treuer Diener Perlbach, der bei seinem Tode 19 Jahre in seinen Diensten gestanden hat, begleitet ihn auch hierher.

Es ist immer ein gefährlicher Augenblick, wenn jemand mitten aus angespannter Tätigkeit und großer Verantwortung herausgerissen wird und eine unerwartete Muße aufgezwungen erhält. Manche innerlich nicht gefestigte Naturen brechen dann leicht seelisch und körperlich zusammen oder altern überraschend schnell. Besonders bei älteren Offizieren ist das oft zu merken, wenn das angespannte geistige und körperliche Training aufhört.

Ganz anders bei Seeckt. Dieser innerlich so beherrschte Mann verliert auch hier nicht die Kontrolle über sich. Jetzt zeigt sich auch, welchen inneren Reichtum er besitzt, der sich nun nach verschiedener Richtung hin entfalten kann.

Denn angeregt durch seinen späteren Verleger und durch Freunde greift er zur Feder. Auch hier nicht ohne gründliche Vorbereitung. Der Schweigsame durchbricht sein Schweigen und tritt mit seinen Gedanken und Erfahrungen an die Öffentlichkeit. Zunächst in kürzeren Aufsätzen auf rein militärischem Gebiete.

„Neuzeitliche Kavallerie" ist der Titel seines ersten Artikels vom Jahre 1927 im Militär-Wochenblatt.

Dann folgen Aufsätze über „Heere und Kriege der Zukunft", „Freikorps und Reichswehr", „Die Rüstung von heute", „Das Recht auf Selbstverteidigung", usw., bis plötzlich der Pendel seines Geistes auf künstlerisches Gebiet hinüberschlägt zu „Salzburger Erinnerungen" in der Frankfurter Zeitung vom 1. Januar 1929.

In diesem Jahre erscheint auch sein erstes längeres Werk in Broschürenform, „Antikes Feldherrntum", dem noch im gleichen Jahre die tiefen und reichen „Gedanken eines Soldaten" in Buchform folgen.

Weiter erscheinen in den Jahren 1930 bis 1933 an größeren schriftstellerischen Werken: „Landesverteidigung", „Die Zukunft des Reiches", „Moltke, ein Vorbild" — vielleicht sein reifstes und schönstes Buch —, „Wege deutscher Außenpolitik", eine Rede in Broschürenform, „Deutschland zwischen Ost und West" und „Die Reichswehr".

Daneben wird eine ganze Reihe von weiteren Aufsätzen militärischen und außenpolitischen Inhalts veröffentlicht.

Seine letzte schriftstellerische Äußerung datiert vom Jahre 1936 und trägt den bezeichnenden Titel „Die Willenskraft des Feldherrn".

Es fehlt hier an Raum und würde auch zu weit führen, jedes einzelne Werk zu besprechen, obwohl es lohnend genug wäre. Denn bei jedem Werk kann man in die Tiefe tauchen und erlebt immer wieder Überraschungen, wie sie nur ein feinsinniger Geist und ein reiches menschliches Herz gewähren können.

Aus manchem dieser Brunnen haben wir schon geschöpft.

Im ganzen gesehen bleibt vor allem der Eindruck eines vorbildlichen Stiles und einer soldatischen Haltung, hervorgerufen durch eine ungemein klare und knappe Ausdrucksweise. Nirgends finden sich überflüssige Schnörkel, weitschweifige Ausflüge in nicht zur Sache gehörende Gebiete.

Wenn das erste Werk über antikes Feldherrntum handelt, also in klassische Zeit führt, so ist das zugleich symptomatisch für die einfache klassische Linienführung in den Werken Seeckts.

Ein Absatz aus der eben genannten Broschüre mag die lebendige Illustration zu dem Gesagten geben, wenn Seeckt über Napoleon spricht: „Der Stil dieses Mannes spiegelte sich in dem Stil der Zeit, im Empire, und die Kunst seiner Tage nennen wir die klassizistische. Kein Wunder, daß Canovas Büste des Kaisers mit der des jugendlichen Augustus im Vatikan nah verwandte Linien zeigt. Das Ende trägt den Zug klassischer Tragödie. Schuld und Schicksal mischen sich, und Napoleon endet angeschmiedet auf dem Felsen im Ozean, der Letzte aus Tantalus Geschlecht."

Und immer sucht er nach seinen eigenen Worten aus allen Bildern und Stoffen „das ewig Bleibende, das Menschliche zu entwickeln".

Dieses Bestreben tritt vor allem in dem Buch über Moltke zutage, das geradezu, wie schon eingangs erwähnt worden ist, als ein Bekenntnisbuch zu werten ist.

Wem wollte nicht die Parallele unserer Zeit, das Gleichnis für Seeckt selbst auffallen, wenn es dort heißt:

„Die vielgescholtene, glanzlose Regierungszeit Friedrich Wilhelms III., die für die Festigung des Staates Preußen so viel getan hat, war auch für die Armee die Zeit langer geduldiger Schulung, in der erst eigentlich die von Friedrich dem Großen hinterlassene, im Unglück zerbrochene, in revolutionierenden Kämpfen neuerstandene Form wieder Festigkeit gewann. Diese Zeit wurde auch für Moltke formgebend. In diesen Jahren war er in die erzieherische Form des Dienstes gepreßt worden und hatte die Wahrheit der Lehre Friedrichs des Großen erkennen können: Aimez donc les détails, ils ne sont pas sans gloire: c'est là le premier pas, qui mène à la victoire. In dem Schmelztigel der Alltäglichkeit wird der Charakter des Mannes geprüft, um als Schlacke verworfen oder als Edelmetall geläutert zu werden. Das Material, aus dem Moltke gebildet war, hielt der Probe stand, und ohne diese Schule, in der Schwächere zerbrechen oder verdorren, wäre er vielleicht nicht zu der Festigkeit, zu der Gleichmäßigkeit der inneren Struktur gelangt,

die nach außen zu klassischer Formung ausstrahlte und edles Gleichgewicht zwischen Können und Wollen, zwischen Sein und Handeln erzeugte."

Auch in den anderen Büchern finden sich aufschlußreiche Bekenntnisse der eigenen Natur Seeckts. Kann man seinem konservativen Wesenszug besser beschreiben und fassen, als es in den Worten des Werkes „Die Zukunft des Reiches" geschieht, wenn er dort sagt: „Die Verantwortung für die Vergangenheit tragen unsere Vorgänger. Die Arbeit der Gegenwart steht unter unserer Verantwortung für die Zukunft. Diese Arbeit stellt die unmoderne Forderung der Achtung vor der Vergangenheit, weil in ihr die Wurzeln der schaffenden Jugend liegen, die nur Torheit und Eitelkeit glaubt ungestraft abschneiden zu dürfen. Diese Jugend trägt die Verantwortung für ihr Tun und für die Zukunft und damit die größte und schönste Aufgabe, weil ihr die Verantwortung niemand abnimmt. So vereinen sich die beiden Weltanschauungen, die wir konservativ und freiheitlich zu nennen uns gewöhnt haben. Die konservativen Wurzeln geben dem Baum die Kraft, freiheitliche Blüten und Zukunftsfrüchte zu tragen zum Wohl des Reichs."

Groß ist das Talent des Schriftstellers Seeckt, kurze Sätze zu hämmern, die wie Kristalle funkeln und schlechthin nicht mehr aus der Erinnerung zu verlieren sind.

So, um nur einzelne herauszuheben:

„Die Forderung des Tages im Laufe des nationalen Werdens zu erfüllen, das ist Politik."

„Zum Gehorchen gehört nicht weniger Verantwortungsgefühl als zum Befehlen. Verantwortungslos ist der Narr und der Sklave."

Prophetisch aber leuchten in unsere Tage hinein die Worte:

„Alles ist dem einen Ziel unterzuordnen, das Reich wieder freizumachen dadurch, daß es aus eigener Kraft vom eigenen Boden leben kann."

Wie sehr sein Wesen auch als Schriftsteller auch dem Soldatischen verhaftet ist, zeigt sich immer wieder und kommt u. a. zum Ausdruck in einem kurzen

aber so schönen Vorwort zu dem Buch „Junge Soldaten" von Guenther Heysing*), das also lautet:

„Der Verfasser hat mich gebeten, diesem Buch ein Geleitwort mitzugeben. Er meint wohl, „Junge Soldaten" sollten von einem alten eingeführt werden. Damit hat er recht, und ich komme gern seinem Wunsche nach. Die frische Schilderung eines Soldatenjahres der neuen Zeit zeigt, daß sich nicht allzuviel geändert hat seit alten Tagen. Immer bleiben Jugendfrische und Begeisterung, Einordnung und Disziplin und vor allem echte Kameradschaft das Entscheidende. Durch alle Zeiten und Generationen wandelt er, der ewige Soldat.

Berlin, den 18. August 1936.
(am Tag von St. Privat)

v. Seeckt
Generaloberst und Chef des Inf.-Reg. 67."

Eigentümlich, daß der letzte Aufsatz des Generaloberſten von der Willenskraft des Feldherrn handelt, wo sein erstes Buch über antikes Feldherrntum spricht. So schließt sich der Kreislauf der Gedanken im Soldatischen.

Nicht ohne Bewegung liest man am Ende im Todesjahr selbst:

„Dieses Wissen um die letzten Dinge ist das Kennzeichen des großen Geistes . . .

Im Willen strömen die Eigenschaften zusammen, die den Feldherrn machen. Durch den Willen werden sie beseelt und zur Wirkung gebracht. Der Mut gegenüber der persönlichen Gefahr und gegenüber der Verantwortung, die Standhaftigkeit, die Kühnheit, die Entschlossenheit und das sichere Treffen des Richtigen, die Geistesgegenwart, die Selbstbeherrschung und das Gleichgewicht. Immer wieder zeigt sich, daß der Feldherrnwille eine Frucht des Charakters ist, eine Gewohnheit der Seele." — — —

So ist es Seeckt als Schriftsteller nicht gegangen, wie es mitunter anderen geschieht, die hinter der Maske des Schweigens eine undurchdringliche Tiefe

*) Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam.

vermuten lassen, um dann bei Abnahme der Maske durch Flachheit zu enttäuschen.

Er hat im Gegenteil gezeigt, daß das Rätselhafte um ihn als Chef der Heeresleitung kein militärischer Deckmantel für eine an sich alltägliche Persönlichkeit war, sondern daß er auch ohne den Nimbus seiner Stellung allgemeines Interesse zu erwecken und zu erhalten vermochte.

Er steigt gewissermaßen nur vom militärischen Streitroß herab, um mit Eleganz und Sicherheit ein anderes Pferd zu besteigen, das fast die Flügel eines Pegasus trägt.

Er zeigt sich nicht nur auf militärischem Gebiete als Schöpfer der Reichswehr, sondern auch im schriftstellerischen Bereiche als schaffender Geist.

*

Wenn es im Leben Seeckts einen Augenblick gab, in dem er von der großen Linie seines Weges abwich, so war es der seines Eintritts in die Deutsche Volkspartei. Vor diesem Schritt ist er einerseits von Freunden gewarnt, andererseits zu ihm von Interessenten überredet worden, die von seiner Persönlichkeit nach dem Tode Stresemanns neuen Glanz für die Volkspartei erhofften.

Die volksparteilichen Abgeordneten, die bei ihm erschienen, um ihm den Entschluß zum Eintritt in die Partei abzuringen, fanden wohl insofern eine prinzipielle Geneigtheit bei ihm vor, als eine innere Bereitschaft zur Übernahme irgendeiner neuen Tätigkeit bestanden haben mochte. Allzu lang schon war der General aus den Sielen heraus. Die Tätigkeit am Schreibtisch allein konnte ihm nicht genügen.

Dazu kam noch eine andere politische Überlegung oder nationale Verlockung.

Nach dem Tode des letzten großen Parlamentariers fiel unter dem Kabinett Hermann Müller mit dem Außenminister Curtius am 27. März 1930 die große Koalition auseinander. Die deutsche Volkspartei rückte von der

Sozialdemokratie ab. Die Regierung war plötzlich ohne parlamentarische Mehrheit.

Schon war der Reichspräsident geneigt, mit Hilfe des Paragraphen 48 der Reichsverfassung regieren zu lassen und an die Spitze eines diktatorischen Kabinetts wieder Hermann Müller als Kanzler zu stellen, als der Reichswehrminister Groener durch seinen Chef des Ministeramts, General v. Schleicher, erklären ließ, ein Ausnahmezustand unter Führung der Sozialdemokratie sei für die Reichswehr nicht tragbar.

So wurde eigentlich mehr aus Verlegenheit um einen geeigneten Kandidaten der unbelastete Vorsitzende der Zentrumsfraktion und Frontkämpfer Heinrich Brüning mit der Aufgabe einer energischeren Staatsführung betraut.

Das gab zugleich im ganzen Parlament einen Ruck nach rechts. Zudem kriselte es in der Deutschnationalen Volkspartei infolge einer Palastrevolution, geführt von dem Abgeordneten Treviranus, kurz, es boten sich allerhand neue Möglichkeiten, unter denen die Schaffung einer großen zusammenfassenden nationalen Partei in den Vordergrund rückte. Es war nicht ausgeschlossen, daß dabei der Volkspartei eine führende Rolle zufiel. Endlich mußte bei der Entwicklung der Dinge das Gewicht der Reichswehr wieder mehr in die Waagschale fallen. So konnte Seeckt vielleicht auf Umwegen wieder zur Stützung der Reichswehr beitragen und an der nationalen Aufgabe des Zusammenschlusses zu einer großen rechtsgerichteten Reichspartei mitarbeiten.

Solche oder ähnliche Gedanken haben sicherlich bei dem Entschluß des Generaloberſten v. Seeckt, im Jahre 1930 eine parlamentarische Tätigkeit zu übernehmen, mitgesprochen.

Daß alle diese Pläne durch den gewaltigen Einbruch der Nationalsozialisten in das Parlament bei den Neuwahlen für den 14. September nach Auflösung des Reichstags ein so jähes Ende nehmen sollten, konnte niemand voraussehen.

Mit einer Steigerung von 12 auf 107 Stimmen hatte nun die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei die Führung im Reichstag. Die Deutsche Volkspartei war an die Wand gedrückt.

Den Generaloberſten v. Seeckt in ihren Reihen zu ſehen, war für alle ſeine nationalen Freunde kein befriedigender Anblick. Auch er ſelbſt mag von der Wendung dieſer Dinge betroffen geweſen ſein.

Zu vornehm und zu loyal, um ſich etwa in dieſer für die Partei enttäuſchenden Lage zurückzuziehen, nahm er ſchweigend ſeinen Platz unter den volksparteilichen Abgeordneten im Reichstag ein.

Die Reiſen nach China

Im Sommer 1932 hatte ſich Seeckt mit ſeiner Frau auf einige Monate in ein von Freunden zur Verfügung geſtelltes Haus in der Nähe des Ammerſees in Bayern zurückgezogen.

Da erſchien plötzlich ein ſeltſamer Beſuch und überbrachte einen Brief der chineſiſchen Kanton-Regierung, durch den der General eingeladen wurde, dieſer Regierung in China einen Beſuch abzuſtatten, um dann, wenn es ihm genehm ſei, Abmachungen darüber zu treffen, in welcher Weiſe er ſeine Erfahrungen als militäriſcher Berater zur Verfügung ſtellen könne.

Seeckt lehnte ab.

Gar nicht lange danach traf ein anderer chineſiſcher Brief ein. Dieſes Mal von der Nanking-Regierung, ebenfalls mit einer ſehr höflichen Einladung nach Nanking vom Marſchall Tſchiangkaiſchek.

Dieſer Plan war Seeckt ſchon bedeutend ſympathiſcher, da er den Ruf des Marſchalls als tüchtiger Soldat und kluger Staatsmann kannte. Was er dort ſollte, war ihm von vornherein klar. Der Marſchall war im Begriff, ſeine Armee zu reorganiſieren. Sein bisheriger Berater, der deutſche

Oberſt a. D. Bauer, den ſeinerzeit der Chefkorreſpondent der Hearſt-Preſſe, Carl v. Wiegand, ein guter Freund des Marſchalls, hinempfohlen hatte, war geſtorben. Der proviſoriſch für ihn gefundene Erſatz genügte nicht, und der Marſchall mußte ſich nach einem neuen, beſonders befähigten Kopfe auf militäriſchem Gebiete umſehen.

Wieder befragte er ſeinen Freund Wiegand, dem er ſchon mehrmals vergebens die Stellung als politiſcher Berater angetragen hatte. Wiegand dachte in ſeiner ſtillen verſonnenen Art nach und ließ ſeinen Blick im Geiſte über Europa wandern. Dann antwortete er dem Marſchall, es kämen ſeines Erachtens nur zwei militäriſche Perſönlichkeiten in Frage, der franzöſiſche General Weygand und der deutſche General v. Seeckt.

Da lächelte der Marſchall. Er wußte bereits von dem Briefe der Kanton-Regierung, und auch ſein eigener Brief war ſchon unterwegs.

So weit war der Ruf des Schöpfers der deutſchen Reichswehr gedrungen.

Seeckt reiſte im März 1933 nach Nanking ab und kehrte im Auguſt 1933 von dem zu ſeiner Orientierung unternommenen Beſuch wieder zurück.

Schon auf dieſer Reiſe war er, wenn auch nur leicht, erkrankt. Der Höhenunterſchied zwiſchen Nanking und der hochgelegenen Sommerreſidenz des Marſchalls Tſchiangkaiſchek in Kuling bekam ſeinem Herzen nicht. Trotzdem entſchloß er ſich nach einem mit dem Marſchall getroffenen Übereinkommen Anfang des Jahres 1934 wieder nach China zurückzukehren.

Diesmal reiſte er in Begleitung ſeiner Gattin und blieb in China bis zum März 1935.

Der Marſchall umgab ſeine Gäſte mit aller nur erdenklichen Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, deren die chineſiſche Gaſtfreundſchaft in ſo hohem Maße fähig iſt.

Aber als der General wieder in Kuling weilt, erkrankt er ernſthaft an der ſogenannten Bergkrankheit und muß nach Nanking zurück.

Frau v. Seeckt, die inzwiſchen in Schanghai geweſen iſt, findet ihn ſehr matt in einem verdunkelten Zimmer liegend wieder.

Nachdem die Krankheit überstanden ist, fährt Seeckt mit seiner Gattin zur endgültigen Erholung an die See nach Peitaiho. Von dort geht es dann im September über die alte chinesische Kaiserstadt Peking, nun Peiping genannt, nach Nanking zurück.

Ende des Jahres erkrankt Seeckt abermals, und zwar an einer Lungenentzündung, die ihn über Weihnachten an das Bett fesselt.

Im März tritt er die Rückreise nach Europa an.

Aus dieser ganzen Zeit sind dem Verfasser von einer dem General befreundeten Seite Auszüge aus Briefen zur Verfügung gestellt worden, die hier veröffentlicht werden und Seeckt in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen, genauer ausgedrückt, die Wesenszüge aufdecken, mit denen wir uns bisher nur andeutungsweise beschäftigen konnten, Wesenszüge, die wohl seinen intimeren Freunden und seiner näheren Umgebung vertraut waren, die aber Fernstehenden verschlossen blieben.

Das ist vor allem die künstlerische Seite seines Wesens, eine ungemein starke Empfänglichkeit für alle künstlerischen Dinge, besonders für Architektur und Musik.

Es stellt sich ferner heraus, daß Seeckt ein Briefschreiber war von der Art, wie sie heute nur noch selten zu finden und uns nur aus früheren Zeiten bekannt sind, in denen man mehr Muße hatte, eine hohe Bildung und künstlerische Empfindungen in langen handgeschriebenen Briefen ausströmen zu lassen.

Schon anläßlich unseres Berichtes über die Feier der Silbernen Hochzeit Seeckts in Konstantinopel ist von einem umfangreichen Briefwechsel des Generalstabschefs mit seiner Gattin gesprochen worden. Auch von China pflegt er einen solchen Briefwechsel mit Freunden in der Heimat.

Aus den Briefen tritt eine feine Beobachtungsgabe zutage. Sie lassen ein menschlich tiefes und warmes Herz erkennen. Deshalb sind sie für die Beurteilung Seeckts von großem Wert.

Bei den Manövern 1936

Im März 1934 schreibt Seeckt vom Indischen Ozean:

„Ich bekam hier ein sehr hübsches Buch über Ägypten in die Hand mit schönen Abbildungen. Leider mußte ich es bald zurückgeben. Doch konnte ich mich gerade noch an den Porträtköpfen freuen und ehrfurchtsvoll die Zahlen von 2500 bis 1300 lesen. Gut für uns, wenn eine Kultur so ganz verschwindet aus dem Lauf der Dinge. So wird sie eher erhalten, vielleicht vernachlässigt, teilweise zerstört, aber teilweise auch sich selbst überlassen. In China ging — im großen gesehen — die Kultur weiter bis auf unsere Tage und jede Epoche setzte sich auf die vorausgehende, dadurch zerstörte sie die Spuren der Vorzeit in Erfüllung der eigenen Bedürfnisse auf das nachhaltigste. So bleiben die Reste von Zeugen so alter Kulturen auf einige Bronzegefäße und einige primitive Höhlenfunde beschränkt. Kaum, daß einige Pagoden über Christi Geburt zurückweisen. Hinzu kam noch, daß der so ganz rationalistische Chinese wohl Literatur, Geschichte, Gesetze sammelte, die dann in ziemlich regelmäßigen Abständen verbrannten, um in abgeänderter Form neu geschrieben zu werden, daß er aber auf ein Bauen für die Ewigkeit keinen Wert legte.

Wie ganz anders die Ägypter, deren Kunst von dem Gedanken des Jenseits erfüllt ist, über das sich den Kopf zu zerbrechen Con-fu-ze ausdrücklich ablehnt. Hier also Holz, dort Granit, Basalt, Porphyr. Habe ich Unrecht, wenn ich die Vorliebe der Ägypter für das härteste Steinmaterial, die sie in ihrer Blütezeit hegten, auch von der Seite beurteile, daß es sie zwang, das Große, Monumentale in der Wiedergabe des Menschen zu suchen, weil sich alle Detailarbeit verbot?

Die Amarna-Kunst, die ja ganz abseits zu stehen scheint, behält auch bei Verwendung des weicheren Materials doch noch als Erbe die große Behandlung der Flächen."

*

Über Fragen der Kunst handelt auch ein Brief aus Nanking vom 4. Februar 1935.

„Ich halte meine Meinung, daß das Kunstwerk vom Gedanken gezeugt ist, durchaus aufrecht. Man darf freilich nicht Gedanken gleich Verstand setzen und diesen dann mit Recht als der Eingebung, dem Genie widersprechend ansehen. Mein Ausdruck ‚Gedanke' deckt sich fast mit dem von anderen gebrauchten der künstlerischen Eingebung. Dagegen kann ich mich gar nicht mit der Theorie der Befruchtung der künstlerischen Seele durch den Geist der Zeit befreunden. Gewiß wirkt er auf die Kunst ein, aber er kann sie ebensogut unfruchtbar machen. Ich bin persönlich zu sehr von der Ewigkeit der künstlerischen Gesetze überzeugt, um in den Zeiteinflüssen mehr als Schwankungen zu sehen, die nicht immer zum Guten führen.

Ich spreche von abendländischer Kunst. Ägyptische, chinesische Kunst, wie die, deren Reste wir in Südamerika und in den afrikanischen Höhlen finden, spricht doch — soweit sie nicht rein vom ethnologischen Standpunkt aus zu bewerten ist — nur insofern unseren Schönheitssinn an, als sie sich unserem Ideal, vielleicht uns selbst unbewußt, nähert. Diese Kunst entstammt einem ganz anderen Kulturboden und hat daher mit dem hier Gesagten nichts zu tun.

Mir ist in Stunden des Nachdenkens eines aufgegangen; wie herzlich wenig sind wir seit der Zeit, als die weiße Menschheit sich zur wirklichen Kultur zu entwickeln begann — und ich setze diese Zeit etwa auf das Jahr 300 vor Christus an —, vorwärtsgekommen! In der Wissenschaft sowohl als auch in der Kunst.

Heraklit und Pythagoras wußten von der Elektrizität und der Relativität schon so viel, wie Helmholtz und Einstein, nur daß der folgende Zeitgeist die Quellen der Erkenntnis auf lange Jahre verschüttete. Unsere Wissenschaft ist im wesentlichen — und darauf kommt es an — nur Ausgrabung, Museumswissenschaft und Literatur. Das ist kein Vorwurf, denn alles Große ist schon

gedacht, und was uns von der Wahrheit zu erkennen gegeben ist, das ist schon einmal erschaut.

Griechische Säulenreste, die man in Sizilien und Kleinasien fand, Tempeltrümmer auf der Akropolis und am Strand von Paestrum haben die Architektur der westlichen Welt inspiriert. Tausende Kirchen bis zu Bahnhöfen und Kaufhäusern leben von ihrem Geist und sei das Partikelchen noch so klein. Auch in den Bauten, die der heutige Zeitgeist eingibt, lebt noch die Säule, auch wenn sie ins Riesige verzerrt und ihrem Charakter als tragender Bau entfremdet wird. Ich zweifle nicht daran, daß andere Zeiten wieder zu reineren Gesetzen zurückkehren. Vor der heutigen Architektur ist doch oft die Frage erlaubt: Was hat sich der Künstler dabei ‚gedacht'? Das ‚épater le bourgeois' genügt mir nicht.

Wenden wir uns zur Bildhauerei. Eine Vorfrage: Haben wir in zweitausend Jahren besseres Material entdeckt als Marmor und Bronze? Was konnte der größte Bildhauer, den die nachgriechische Welt hervorgebracht hat, mehr tun, als sich von dem Torso des Appolonius, jetzt im Vatikan und Herkules genannt, dem Torso ohne Kopf, Arme und Waden beeinflussen zu lassen? Klingt nicht in Rodin und in Klinger antiker Geist nach?"

Nein, es bleibt schon beim Wort des Franzosen: La pensée est identique à l'être et à son sujet. So entsteht oeuvre créée et créatrice."

*

In einem weiteren Briefe heißt es über das berühmte Grabmal des französischen Bildhauers Bartholomé: „Ich stehe dem Monument von Bartholomé etwas anders gegenüber. Ich spreche ihm gerade die Größe, das Ägyptische ab. Ich muß versuchen, meine Ketzerei zu verteidigen. Daß B. ursprünglich Maler war, wußte ich nicht, doch das erklärt mir den Grund des Vorwurfes, den ich ihm mache, daß es ‚malerisch' aufgefaßt ist, eine Eigenschaft, deren Vorhandensein bei einem Monument man mir im allgemeinen als fehlerhaft

zugeben wird. Als ich das Denkmal zuerst im Abbild, dann zum erstenmal im Original sah, war ich tief ergriffen und hielt es, was es auch bei allem Widerspruch bleibt, für ein großes Kunstwerk. Daß es die Grenzen des Sentimentalen streift, störte mich weniger. Das ist französisch und an sich dadurch ein Vorzug, weil es unmöglich ein Italiener oder ein Deutscher hätte machen können. Als ich es zum zweitenmal sah, schüttelte ich den Kopf und hatte für mein inneres Nein keinen klaren Grund. Ich bin in die Ablehnung dann erst nicht hineingewachsen, sondern wohl hineingealtert.

Die Seele, die sich dem dunklen Tor nähert, verlangt ein anderes Abbild ihrer Bestimmung. Das Gehirn, das so viel um das Scheiden weiß, so viele hat verschwinden sehen und das doch das Letzte nicht weiß, weder von sich selbst noch von anderen, will ein Symbol des großen Rätsels.

Mich ergreift der Todesgenius, der den Eingang zur letzten Grabkammer wehrt, mehr, weil hinter ihm eben auf Ewig das Geheimnis schlummert. Und mehr nach allem Pomp der grüne Hügel oder das graue Meer, die beide zur Natur, also zur Ewigkeit führen. Statt dessen stellt das Monument eine symbolische Szene mit allerdings wunderbaren Einzelheiten. Aber — könnte mich eine Liebende in dem Strom der Menschen sehen? Ich könnte sie in ihm nicht finden.

Gedanken eines Laien über die Lösung einer wohl nicht zu lösenden Aufgabe."

„Nanking, 30. November 1934.

Wie oft habe ich gleich beim ersten Anblick von Kunstwerken den Ausruf gehört: Wie schön oder wie scheußlich! Und immer habe ich Lust gehabt, dem Betreffenden zu sagen: Sieh es Dir doch erst einmal an und suche zu verstehen, bevor Du ein Urteil abgibst.

Ich selbst habe immer versucht, so zu handeln. Aber ich muß gestehen, daß mir für das Moderne schon seit geraumer Zeit das Verständnis abgeht, — trotz gutem Willen. Ich werde wohl rettungslos altmodisch bleiben. Einige

Ausnahmen lasse ich gelten, doch sie sind dann auch schon für die heutige Zeit in das leicht bespöttelte Klassische oder Altmodische eingegangen.

So geht es mir bis jetzt auch mit der Architektur. Man hat recht, wenn man in ihr die Grundlage und die Voraussetzung der anderen bildenden Künste sieht. Ich habe eine ganze Reise gemacht, um Palladio zu suchen und zu verstehen und habe an seinen Bauten immer die Renaissanceschöpfungen gemessen, auch wenn sie andere, oft kühnere Wege einschlugen, auch dann noch, wenn sie sich zum Barock entwickelten. Je stürmischer die Formentwicklung wurde, je mehr sie der immer leidenschaftlicheren Zeit folgte, um so stärker wirkten die reinen Linien des größten Architekten seit griechischer Zeit, in deren reiner Luft die neue Zeit nicht leben konnte.

Ich freue mich, wenn ich von anderen höre, daß sie Ansätze zur Entwicklung einer neuen Architektur der reinen Linie sehen. Vorläufig sehe ich nur den Kampf um die Bewältigung der Masse, nicht den um die Form, der aus dem Gedanken kommt. Nur aus diesem ist Kunst zu entwickeln, und den Gedanken gebiert der Mensch oder besser gesagt, die Zeit, in der dieser Mensch lebt. Hier beginnen meine Zweifel an der kunstschöpferischen Kraft dieser Zeitepoche. Ich meine das nicht etwa politisch, sondern rein künstlerisch, historisch.

Daß die Bildhauerkunst dem architektonischen Gefühl der Zeit folgt, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Ich habe oft vor römischen Kirchen gestanden — einschließlich des St. Peter, der hierfür das beste Beispiel ist — und habe den ursprünglichen reinen Plan des Baues gesucht und gefunden, den eine spätere Zeit ohne Gesicht noch veränderte, ergänzte, verbarg, kaum je verbesserte. Wenn ich dann hineinging, so war ich darauf vorbereitet, in dem bildnerischen Wirken die gleiche Nachfrage zu finden. Meist trat sie, dem Ort entsprechend, in den Grabmälern auf, in denen Rom unerschöpflich ist und die einen besonderen Gegenstand meines Interesses bildeten. Welche Zeitepoche den herrschenden Ton abgab, das war ganz verschieden und hing meist von der Zeit der Gnade, dem Geist und dem Geld des jeweiligen Bauherrn ab. Wenn ich dann aber das eine oder die paar gefunden hatte, die dem Geist

entsprachen, der den Grundplan ersann, dann war ich zufrieden und glücklich, weil die Harmonie hergestellt war.

In der St. Maria del Popolo, wo in der Seitenkapelle der Chigi die ganze Süße der Raphaelschen Hoch-Renaissance sich ausschwelgt, fand ich in einem kaum je betretenen Gang zur Sakristei einen Marmoraltar achtlos beiseite geschoben. Es war der richtige Hochaltar der Kirche, den Alexander VI. ihr gestiftet hatte. Ob man ihn beseitigte, weil der Geber allzu sospekt geworden oder ob man den neuen Barockaltar mit Gold und Engeln schöner fand, weiß ich nicht. Ich räumte ihn weg, stellte den ursprünglichen an seine Stelle und sah Lucrezia vor ihm knien. — — "

Ist das nicht die Sprache eines Kunstkenners und die Vision eines Dichters?

Es ist zum mindesten ungewöhnlich, solche Gedanken bei einem preußischen General zu finden. Sie rechtfertigen die These, daß dieser große deutsche Soldat auch ein ungewöhnlicher Mensch war.

*

Wie eine Miniaturmalerei wirkt folgende Beschreibung eines Besuches bei einem chinesischen Würdenträger:

„Nanking. — Früher schrieb ich wohl schon, wie wenig Nanking an Kulturstätten und irgendwelchen geistigen oder künstlerischen Anregungen bietet im Gegensatz zu Peking, wo man jeden Tag mühelos etwas Großartiges oder Schönes sehen, irgend etwas Interessantes neu entdecken kann. Und wo auch Leute wohnen, mit denen man über solche Dinge reden kann, seien es Chinesen oder Weiße.

Da will ich doch von einer Ausnahme erzählen, die ich heute vormittag erlebte. Ich besuchte einen hohen chinesischen Staatsbeamten, mit dem ich keinerlei dienstliche Beziehungen habe, von dem ich aber als gut orientiert und einflußreich gehört hatte. Er war kürzlich aus den nordwestlichen Pro-

vinzen zurückgekehrt, Gegenden, die zum Teil ihre 2500 Kilometer von hier entfernt sind und von deren ziemlich unbekanntem Wesen ich gern etwas wissen wollte. Ich fand in ihm einen Mann, der die Schule alter hoher Kultur mit Verständnis für das Moderne verbindet in dem Sinne etwa, daß er innerlich ganz an der ersten festhält und sie weiter entwickeln möchte, zugleich aber die Fortschritte der neuen Zeit auf technischem Gebiet dem alten Denken einzugliedern bestrebt ist. So läßt er zum Beispiel seinen Sohn zur Zeit auf der Technischen Hochschule in Charlottenburg studieren und meinte lächelnd, er würde ganz deutsch dort, fügte dann aber hinzu: Er soll dort tüchtig lernen, ich habe ihm jedoch so viel Chinesisches mitgegeben, daß ich sicher bin, er wird unserem Denken nicht fremd! —

Der Vater, ein kleiner Mann, mit edlem Gesichtsschnitt — wie man für diese Unterschiede empfänglich wird! — und großer Lebhaftigkeit, hatte durchaus die gehaltene Höflichkeit des vornehmen Mannes, die erst im Lauf des Gespräches sich zu größerer Wärme entwickelte, als er die Berührungspunkte herausgefunden und einleitenden Zeremonien hinter sich hatte. Ihn anzusehen war eine Freude. Er trug den gewohnten Ischan von schwerer Seide aus einer Farbe, die ich nicht gut bezeichnen kann, ein ganz dunkles, fast bräunliches Bordeauxrot, und dazu die kurze ärmellose Überweste aus schwarzer Seide. In den lebendigen kleinen Händen bewegte er die aus Jade- und Bernstein-Perlen bestehende Gebetschnur — er ist strenger Buddhist — oder eine silbereingelegte Zigarettendose. Der Weg zu dem Haus, in dem wir saßen, einstöckig und aus drei luftigen hellen Räumen bestehend, führte durch einen dem Umfang nach nicht großen Garten. Aber der Weg wurde dadurch lang, daß der gedeckte Gang in dieser Form (es folgt eine kleine Zickzackzeichnung) geführt ist. Zwischen ihm dichte Büsche von grünen Sträuchern und Palmen oder freie Plätze mit Steinbänken und bunten Blumen.

Er selbst kam aus einem Seitenhaus mir entgegen — die ganze Wohnung besteht wohl aus fünf bis sechs kleinen Häusern — und geleitete mich dann

in sein Arbeitszimmer, das einfach eingerichtet, voll von Büchern war und als einzigen Schmuck nur eine elfenbeinerne Kwanyon unter Glas aufwies.

Unser Gespräch, das durch die Übertragung eines Dolmetschers wohl an Zeitdauer zunahm, aber nicht an Frische verlor, bewegte sich in den drei Stunden nur um zwei Punkte, um die Westprovinzen und den Buddhismus. Es ergab sich von selbst, daß ich mich darauf beschränkte, durch Fragen die Unterhaltung weiter zu spinnen und ihn sprechen ließ, was er anscheinend auch gern tat. Rassenfragen, die dort im Nordwesten eine große Rolle spielen, — die Mischung ist chinesisch-mongolisch-türkisch — wurden nur kurz gestreift, um dann um so länger bei den dortigen Bauten und Kunstschätzen, die kaum bekannt sind, zu verweilen. Die Künstler, Architekten, Maler, Holzschnitzer entstammen seit sechshundert Jahren den gleichen Familien, und ihre Kunst ist in dieser Zeit ebenso unbeeinflußt geblieben wie ihr Glaube und ihre Sitten.

Er wurde warm, als er bei mir auf Interesse für solche Dinge stieß, wenn auch nicht auf Wissen. Die Chinesen sind so dankbar, wenn man ihrer Kultur Achtung und etwas Verständnis entgegenbringt. Dann kamen wir über die Restaurationspläne für die Konfuziusstadt „Tschufu" und ihren sehr schönen Tempel — wobei es ihn lebhaft interessierte, daß ich ihn kannte und für reparaturbedürftig hielt, aber, wie er, Angst vor unsachgemäßer Modernisierung hatte — zu den Bauten von Peking und dann von ihnen auf ihre geistige Entstehung und ihre Beziehungen aus früherer Zeit zum Buddhismus.

Über diesen lange zu sprechen, reichte doch die Zeit nicht. Aber es war hochinteressant zu hören, wie dieser geistig sublimierte Buddhismus mit den eigentlich chinesischen Lehren des Konfuzius sich vermählte, wie der indische oder tibetanische Glaube hier chinesiert wurde, wie das alles hier wird: Kulturen, Religionen, Kunst und „Menschen".

Zu unseren Gesprächen gab es den hellen Blumentee, der nach Jasmin riecht und immer wieder erneuert wird, damit er stets richtige Temperatur

hat, und schöne blaue Trauben, von denen zu essen die leidige und doch notwendige Vorsicht verbot, und Zigaretten, das einzige, was nicht raffiniert war. Ich bekam dann zum Abschied noch Bücher geschenkt, eine Sammlung von Zeichnungen seiner Mutter, unendlich zarte Blumenskizzen in der Art, wie wir sie auch zusammen sahen, nur viel kleiner, skizzenhafter, Schriftrollen mit buddhistischen Gebeten und Lebensregeln. Obwohl ich doch nicht ein einziges chinesisches Wort lesen oder gar schreiben kann, habe ich eine Freude an dieser Schreibkunst. Denn es ist wirklich eine Kunst: Diese Verteilung der Zeichen im Raum diese Harmonie der Linien, die Feinheit und Sicherheit der Pinselführung. — —

Wie unschön sieht meine Schrift aus, wenn ich sie neben eine Seite chinesischer Schrift halte. — —

*

Persönliche Erlebnisse vermischt mit interessanten Beobachtungen vermitteln folgende Briefstellen:

Nanking, Juni 1934.

Nanking ist eine Stadt, die sich aus dem Verfall erst erhebt und nicht weiß, ob sie sich europäisch oder chinesisch orientieren soll. Regierungsbauten von größtem Ausmaß und teilweise gutem einheimischen Stil, teilweise von amerikanischer Häßlichkeit, ein großes modernes Hospital, ein Riesenstadion und Schwimmbad zwischen den ärmlichsten Lehmhütten, harte gerade durch die Chinesenstadt geschlagene asphaltierten Straßen, die von einer Reihe allerkleinster Läden umsäumt sind, daneben weite Kornfelder, die schon abgeerntet und neu bepflanzt sind, einige wenige Mauerreste langverfallener Paläste — und das alles eingeschlossen von einer 36 Kilometer langen mittelalterlichen, oft zerstörten und immer erneuerten hohen Stadtmauer, durch die der Verkehr ziemlich rücksichtslos neben den alten vier Toren noch einige neue gebrochen hat — das ist Nanking. Viel sehe ich von dem Leben in diesem Ungetüm nicht, da ich doch nur im Auto mein Haus verlassen kann. Wenn man

eine halbe Stunde durch diese Stadt fährt, kommt man in weitläufige, noch im Entstehen begriffene Anlagen, in denen man etwas gehen kann und die sich um drei große Grabanlagen, ein Kaisergrab aus dem 14. Jahrhundert, das pompöse weithin leuchtende Grabmal des Gründers der Republik Sun-Ya-Tsen und ein sehr viel schöneres eines verdienten Staatsmannes gruppieren. Die umgebenden Höhen sind kahl, doch in der Form und bei günstiger Beleuchtung schön. Fährt man weiter, nichts als Reisfelder. Im allgemeinen ist die Stadt reizlos oder gar häßlich, nachdem man den ersten Eindruck des Seltsamen hinter sich hat. — — —

Nanking.

Es könnte beschämend sein, festzustellen, wie verderblich die Mischung der beiden Rassen sich auswirkt, wenn man sich nicht klar darüber wäre, daß stets die schlechten Eigenschaften sich durchsetzen und angenommen werden. Ich meine das nicht in dem heute beliebten Sinne der Blutmischung, obwohl ich für die immer mehr vorkommende Heirat von Chinesen mit Europäerinnen oder Amerikanerinnen auch gar nichts übrig habe, sondern ich meine damit die moralische Seite solcher Verbindung, die sich im Geschäfts- und Verkehrssinn ausdrückt. Der Chinese ist mißtrauisch und umständlich, kleinlich und verschlagen, aber im Grund ehrlich und zuverlässig. Kommt nun die europäische Skrupellosigkeit und immer schwächer werdende Geschäftsmoral dazu, so ergibt das ein trauriges Resultat.

Japan, das früher und rücksichtsloser sich dem Westen aufschloß und seine Ehrbegriffe über Bord warf, ist vollkommen europäisiert in diesem Sinne, China ist auf dem besten Weg, es zu werden. Man braucht zum Abschluß eines Vertrages hier Wochen und Monate. Immer wird der Chinese noch ein Bedenken haben, versuchen, das Abgemachte noch mehr zu seinen gunsten zu wenden, noch eine Klausel einzufügen, die zweideutig bleibt, um sie dann zu seinen gunsten auszunutzen. Ist der Vertrag aber abgeschlossen, und sind alle seine Einzelheiten geklärt, dann hält er ihn auch, und der europäische

Kontrahent kann ruhig nach Hause reisen. Der Europäer schließt schneller ab, und mit dem Halten ist es anders: China ist weit und dem Chinesen gegenüber ist vieles erlaubt! Der merkt sich aber solche Geschäftstüchtigkeit und wendet sie nun auch an . . . .

Peitaiho, 4. Juli 1934.

Heute ist es grau und windig und die großen Lebensbäume, die für dieses Nordchina so charakteristisch sind, schaukeln vor meiner Verandatür im Westwind. Diese Veranda ist voll von blauen und rosa Hortensienbüschen, blühenden Geranien und zierlichen Fuchsien, mit denen mich die aufmerksame Ortsverwaltung aus ihrem Mustergarten versorgt. Zwischen ihnen hängt ein Vogelkäfig mit einem Insassen, dessen Namen ich nicht weiß, der aber hübsch singt und dazwischen wie eine Katze schreit. Die Chinesen nennen ihn den „Hundert Seelenvogel“ und schätzen ihn hoch. Er kostete mich auch 15 $ und bedeutet die erste Anpassung an das Chinesentum, wenn es nicht als erste die Gewöhnung an die sich bis in jede Einzelheit erstreckende, allgegenwärtige und verwöhnende Bedienung wäre . . .

Ich habe meine eigentliche Kinderfrau auf vier Tage nach seinem nahen Heimatort beurlaubt und fand in Nr. 2, seinem Neffen, mit dem ich mich nur durch Zeichen verständigen kann, den denkbar besten Kammerdiener. Nr. 1, die besagte Kinderfrau, ist der unbestrittene Regent des Haushalts, und man tut gut daran, ihn möglichst gewähren zu lassen. In 24 Stunden hat er die Eigentümlichkeit und Spezialwünsche weg, und dann läuft alles von selbst. Er denkt an alles, weiß alles, und rechnet mit einer gewissen Gefügigkeit und Unselbständigkeit des Herrn. Ich habe mir eben, da es mir zu kühl wurde, eine Weste angezogen. Wäre Nr. 1 hier, so hätte er gerade in dem richtigen Augenblick mit ihr schon neben mir gestanden.

Vor der Gartenmauer patrouillieren die mich bewachenden Posten auf und ab. Wenn ich einen Spaziergang am Strand mache, folgt mir der Polizeiagent Mr. Wu, der auch seinen Rickschan hat, um mich zu begleiten, wenn

ich in meinem ausfahre. Wenn ich etwas besorgen will, so brauche ich dazu den chinesischen Adjutanten zur Verständigung oder Vermittlung oder zur Verhinderung von gar zu großer Überteuerung. Ist es da zu verwundern, wenn ich unselbständig werde?

Peitaiho, den 20. August 1934.

Ich denke nun auch an die Abreise und werde am 1. September nach Peking gehen. Es ist mir auch lieb, daß die Zeit hier zu Ende geht, denn es ist hier auf so lange Zeit reichlich eintönig und eigentlich wenig erfrischend. So hatten wir drei Tage drückende Schwüle und dann einen gewaltigen Regen, so daß die Feuchtigkeit der Luft sehr lästig war. Trotz der Wärme mußte man die Kamine heizen, um die Zimmer etwas trocken zu halten, weil alles schimmelte. Heute ist heiße Sonne. Nur die Abende und Nächte sind erträglich. In Peking wird es zwar heiß sein, aber die Luft ist dort trocken, und die Rückkehr nach Nanking behalte ich mir noch vor.

Peking 1934.

Die letzten Tage in Peitaiho brachten noch leidliche Kühle. Die Fahrt war bequem und nur etwas belastet durch Ehrenbeweise und Empfänge auf den Bahnhöfen. Das Hotel hier kommt mir ganz vertraut vor mit dem weiten Blick über die Stadt und mit dem in den letzten Monaten etwas entbehrten europäischen Komfort. Ich habe mich schon etwas in das Leben dieser unvergleichlichen Stadt gestürzt und habe offizielle Besuche gemacht, darunter einen interessanten bei der Familie eines chinesischen Adjutanten, die zu den wenigen übriggebliebenen von hoher alter Kultur und geschwundenem Reichtum gehört. Hier wird hauptsächlich Theaterkultur gepflegt, und so brachte der gestrige Abend auch den Besuch einer Vorstellung von eigenartigem Reiz. Es hat sich noch ein Rest der alten strengen Sitten erhalten mit ihren Vorschriften für jede Bewegung. Trotzdem erkennt man, wenn man erst einmal den Sinn dieser Bewegungen verstanden hat, die große Kunst, die an ihre Jünger viel höhere Ansprüche stellt, als bei uns. Das Spiel der Hände ist unvergleichlich

ausdrucksvoll. Bald Pantomime, bald Tanz, bald Gesang, bald Sprache, und alles im strengen Rhythmus der Musik. Dazu die Pracht der Kostüme, die man heute nur noch auf den Bühnen sieht, in ihrer immer sicheren Farbenzusammenstellung.

Die große Halle des Kaiserpalastes entzückte mich wieder durch ihr Ebenmaß und durch die Zusammenstellung des buntgefärbten Holzes der Gebäude mit den breit auslegenden marmorenen Treppen, Balustraden und Brücken.

Sonst will ich nicht versuchen, Unbeschriebenes zu beschreiben. Der Himmel war gnädig genug, stahlblau und weit über dem Marmor des Himmelsaltars zu stehen und die lapislazulifarbenen glänzenden Ziegel des Daches des Himmelstempels mit seinem Glanz zu vermählen. Ich kann nicht anders, als diese große Kulturstätte zu erwähnen und ihr zu huldigen, wie ich es in tiefstem Schweigen für mich tat . . .

*

Aus der inneren Werkstatt des Herzens sind folgende persönliche Bemerkungen:

Vor der Reise nach Nanking, Berlin März 1933.

Die Beerdigung morgen ist eine Befeuerung. Diese Art der Vernichtung ist doch wohl eigentlich die vernünftigste. Nur hat die Vernunft mit einem selbst ein Ende. Also ist es doch eigentlich gleichgültig. Ich habe ein Interesse an Grabstätten, soweit sie historisch und weil so gute Zeitdokumente sind. Eine sentimentale Verbindung mit Gräbern mir lieber Menschen fehlt mir, doch habe ich für andere Auffassungen Verständnis. Schon dem alten Fontane graute vor der Gesellschaftsfähigkeit des Matthäi-Kirchhofs . . . .

August 1933.

Krank sein geht mir nicht nur durch sich selbst und durch etwaige Schmerzen auf die Nerven, sondern an sich. Es kränkt meine Eitelkeit, mein Schönheitsgefühl und meine Kavalierinstinkte — alles sehr wichtige Faktoren bei mir.

Nanking, Juni 1934.

Die Beschreibungen von Salem interessierten mich sehr, und ich muß eingestehen, daß ich von diesen Schönheiten nichts wußte, wie ich überhaupt bereue, so wenig von den wohltuenden Schönheiten der Heimat zu kennen und dafür die ferneren gesucht zu haben, die sich jetzt jedenfalls nicht mehr willig erschließen und um die zu werben zu spät ist.

Doch soll darin keine Undankbarkeit liegen gegen das, was das Leben mir in der weiten Welt bot. Es erlaubt mir heute jedenfalls mit von deutscher Architektur, doch auch von ägyptischer zu sprechen und die Freude an beiden mitzugenießen, die Beobachtungen und Betrachtungen zu verstehen und mich an ihnen zu freuen. Man sollte den Aufenthalt in Bayern benutzen, um die Barockkirchen, die am Eingang zum Allgäu liegen, zu besuchen. Sie sind in ihrer Eigenart sehenswert und in dieser schön, wenn man sich in die Zeit und ihre ganze Verschnörkelung versetzt. Freilich verschwinden sie in ihrem ganzen Eindruck, wenn man an die Größe der romanischen Bauten in Deutschland denkt, und sei es selbst nur an die Kirche im kleinen Andernach oder die alte Kapelle in Fulda — von Bamberg ganz zu schweigen . . .

Nanking, 1. Februar 1935.

Wie kann man denken, ich wäre ein Mathematiker. Im Gymnasium erklärte mir kummervoll mein Lehrer, als ich glücklich nach Prima gekommen war: In Mathematik sind Sie aber in Untersekunda sitzengeblieben, und er mußte mir im Abiturientenexamen im Mündlichen und Schriftlichen „ungenügend“ geben. Man ließ dann großzügig diesen Mangel durch Deutsch und Griechisch ausgeglichen sein. Jetzt ginge das nicht an, denn ich weiß nicht, ob ich in Gesinnung und Turnen bestehen würde. Im Krieg habe ich die Mathematik nicht vermißt. Phantasie, Skepsis und Optimismus gepaart, Nerven und Fingerspitzen sind da notwendig.

April 1935.

Zufriedenheit mit sich selbst ist und bleibt doch etwas sehr Wichtiges für das Wohlbefinden, dieses innere Gleichgewicht. Das ist doch noch wichtiger als die Anerkennung der anderen. Das erste scheint mir den Stolz zu geben und das zweite ist die Eitelkeit. Doch will ich diese nicht schelten. Sie ist kein Vorrecht der Frau, sondern ein Triebfaden für sogenannte große Taten, auch für Opfer und das Tragen von Entbehrungen, wobei zweifelhaft bleibt, ob die Fähigkeit dazu dem Stolz oder der Eitelkeit entstammt.

Meine Skepsis hat mich gelehrt, daß es im Leben so gar nicht darauf ankommt, recht zu haben . . . .

Peking 1934.

Das andere Bild (siehe Bildtafel 6, d. Verf.) zeigt mich im Pilgermantel im Tor der großen Mauer, durch das der Weg von Innern in die chinesische Ebene und nach Peking führt. Ich mußte daran denken, daß ich vor 26 Jahren an der anderen Pforte, die von Indien aus hineinführt, stand. Zwischen beiden Toren liegt ein weiter Raum. Manches Wunder und manches Rätsel und — — — 26 Jahre! . . .

Peitaiho, August 1934.

Vielleicht — ich weiß es nicht — gibt es eine höhere Liebe, die im Glück des anderen die Befriedigung sucht und findet, die ewige geheimnisvolle Venus Urania, nach deren Gesetz alle, die von uns jedes Leid, jedes Opfer begehren dürften, uns um u n s e r e n Vorteil, nicht i h r e n eigenen bitten, und deren zweites Gesetz besagt, das größte Glück eines Menschen sei, seine eigenen Mängel im geliebten größeren und glücklichen Menschen zu tilgen.

Ich fange schon an zu philosophieren, und das sollte ich nicht, weil solche Gedanken leicht dunkel und vieldeutig werden und ich sie selbst doch nicht zu Ende denken kann — und sie morgen vielleicht nicht mehr verstehe . . . An diesem Philosophieren ist das Land schuld, in dem so viel gedacht wurde, daß

zu anderem die Zeit mangelte, wo alles etwas „bedeutet", was niemand recht erklären kann, indem man anfängt, an nichts mehr zu glauben, am wenigsten an die eigene Existenz, weil man sich fragt, was bedeutet „Ich" eigentlich? Ich habe mir aus Vorsicht einen Band Plato mitgenommen, doch blieb er in Nanking. Er sollte mich in die hellere Luft griechischen Denkens tragen, in der die Ideen im Licht auf den Asphodeloswiesen wandeln.

Ich finde, es ist Zeit, daß ich dieses Land verlasse, ehe es zu spät wird! In mehr als einem Sinne . . . .

Die letzten Jahre

Im Frühjahr 1935 fährt General v. Seeckt mit seiner Gattin nach Europa zurück und über Lugano, Basel nach Deutschland.

Als er bei Basel über den Rhein kommt, in der Blütezeit des Monats Mai, liegt ein Schimmer der Verklärung auf dem sonst so verschlossenen Antlitz.

Die Heimat berührt sein Herz.

So schildert es Frau v. Seeckt.

In Basel auch haben sich zwei Herren vom Reichskriegsministerium zu seiner Begrüßung eingefunden. Eine Aufmerksamkeit des neuen Deutschland, in dem sich so viel gewandelt hat, in dem wieder eine freiere und heroische Luft weht, in dem die Helden und Führer aus dem Weltkriege die ihnen gebührenden Ehrenplätze einnehmen.

Das Ehepaar v. Seeckt reist zunächst nach Baden-Baden. Die Berliner Wohnung befindet sich jetzt im ersten Stock des Hauses Lichtensteinallee 2 a, das, wie wir wissen, früher seinem Schwiegervater gehörte. Hier feiert Seeckt am 4. August sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Aus diesem Anlaß schreibt der General a. D. und frühere Mitarbeiter Seeckts, jetzt Verlagsdirektor der „Berliner Börsenzeitung", v. Stülpnagel, in seinem Blatte u. a. folgende schöne Worte:

„So stellte der General den besten Typus des preußischen Generalstabsoffiziers dar, der, ganz gleich an welcher Stelle, das Höchste leistete und entgegen der für den Durchschnitt geltenden Regel niemals den so wichtigen Kontakt mit der Mentalität der Truppe verlor.

Dies bewies er als Schöpfer des Reichsheeres, als das Schicksal ihn dazu bestimmte, im Niederbruch des Staates, aus dem Chaos eines aufgelösten Kriegsheeres und umbrandet von Unvernunft und Niedertracht, die preußische Soldatenidee zu retten und eine Truppe zu schaffen, die, in krassem Gehorsam und in unbedingter Pflichttreue erzogen, das echte Erbe einer großen Vergangenheit rettete. Offizierkorps und Mannschaft verstanden ihn bald und waren ihm dankbar, daß er gegenüber den politischen Gewalten auch nicht einen Schritt nachgab, sobald der Lebensnerv preußischen Soldatentums verletzt zu werden drohte. Das ist Seeckts geschichtliches Verdienst. Er stellte das Offizierkorps vor eine schwere Aufgabe, die ihm in den großen Epochen der preußisch-deutschen Geschichte von überragenden Führern immer wieder gestellt wurde und immer wieder gestellt werden wird, Arbeit und Leben für das Vaterland und eine sittlich hochstehende, zeitungebundene Staatsidee einzusetzen.

Es ist hier nicht der Ort, dem Lebenden ein Denkmal zu setzen oder gar seine Persönlichkeit zu schildern — das wäre sicherlich auch nicht im Sinne des Generals — aber das mußte an diesem Tage, wenn man überhaupt an ihn erinnerte, gesagt werden, daß das heutige Werk des Wiederaufbaues einer schlagkräftigen Wehrmacht auf dem des Generaloberst v. Seeckt beruht und daß das seinige sich auf der besten Überlieferung des alten Heeres aufbaute und damit die große Kraft nicht zerstört, die Kette nicht zerrissen wurde, die die Brandenburg-Preußischen Regimenter vor drei Jahrhunderten mit dem Soldatentum der Gegenwart gesinnungsmäßig verbindet."

*

Am 25. Oktober 1935 jährt sich zum 125. Male der Tag, an dem die alte Kriegsakademie von General v. Scharnhorst begründet wurde, die Kriegsakademie, in der so viele deutsche Feldherren ihre militärische und geistige Schulung erhalten haben und die dann nach dem Versailler Diktat geschlossen werden mußte.

Nun, nachdem der Führer und Reichskanzler für das deutsche Volk wieder die Wehrfreiheit errungen hat, der alte Generalstab im neuen Gewande wieder auferstehen konnte, wird auch die Kriegsakademie zu neuem Leben erweckt. Diese hohe militärische Ausbildungsanstalt weiht ihr neues Heim in der ehemaligen Kaserne des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments ein.

In dem großen Festsaal versinnbildlichen fünf Gemälde die preußisch-deutsche Militärgeschichte von den Befreiungskriegen bis zur Gegenwart: General v. Scharnhorst, den Schöpfer der Kriegsakademie, Generalfeldmarschall v. Moltke, den Sieger von Königgrätz und Sedan, Graf v. Schlieffen, den Lehrmeister der Kriegskunst, Generalfeldmarschall v. Hindenburg, den Heerführer des Weltkrieges, und den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler.

Hier vereinigt sich alles von der aktiven und inaktiven Generalität, was Namen, Rang und vor allem historische Verdienste hat. Da steht auf seinen Stock gestützt der Sieger von Brzeziny und einzige damals noch lebende Direktor der Kriegsakademie, General der Infanterie Litzmann, in seiner Husarenuniform mit dem Marschallstabe der „Marschall Vorwärts des Weltkrieges", Generalfeldmarschall v. Mackensen, neben vielen anderen Generälen und hohen Offizieren aus dem Weltkrieg.

Und unter ihnen, markant wie immer, der ehemalige Chef der Heeresleitung, Generaloberst v. Seeckt.

Und alle, die nun das Wort ergreifen, um der großen militärischen Vorbilder zu gedenken, sprechen dem Baumeister der Reichswehr, v. Seeckt, den Dank der deutschen Wehrmacht und des deutschen Volkes aus.

So begrüßt ihn der Kommandeur der Kriegsakademie, General der Infanterie Liebmann, hebt der Chef des Generalstabes, General der Artillerie Beck, seine Verdienste um den Neuaufbau der Wehrmacht unter den Fesseln des Versailler Diktates hervor und seine wichtige Einwirkung auf die Erziehung und geistige Schulung der Offiziere.

Am Abend aber, als die Feier des 125. Gründungstages der Kriegsakademie noch einmal die Teilnehmer zu einem geselligen Zusammensein vereinigt, spricht der Oberbefehlshaber des Heeres, General der Artillerie, Freiherr v. Fritsch, die Worte:

„Meine Herren! Wenn heute Werdegang und Wirksamkeit der Kriegsakademie sich unseren Augen in einer Gesamtschau darstellen, so darf und wird sicher eins nicht der Fall sein: daß wir diese hohe soldatische Schule nur als eine soldatische Institution werten, die eine bestimmte Summe von militärisch-handwerklichen Kenntnissen vermittelt. Gewiß hat sie, jetzt wie einst, auch dies zu tun —, aber es ist nur ein Teil ihrer Aufgaben, — letzten Endes wohl nicht der wichtigste Teil.

Und ferner: diese Kriegsakademie ist sicher nicht gleichsam eine Maschine, die vermittels sinnreicher technischer Vorgänge aus leblosem Rohmaterial Führer produziert, unabhängig vom Leben der Armee draußen oder neben diesem. Nein, das, was von jeher diese hohe Schule auszeichnete, ist: daß es sich hier um einen, vom besten Blut des Heeres erfüllten, nur in und mit dem Heer funktionierenden Organismus handelt, der innigen Kontakt mit der praktischen Tagesarbeit der Front hält. Und daß sich an dieser Stätte allezeit Persönlichkeiten zusammengefunden haben, die — anstatt nur zu „lehren" — mit heiligem Eifer daran gingen, ihrerseits wieder „Persönlichkeiten" heranzubilden, heranzubilden nicht durch Theorien, Regeln und Siegesrezepte, nicht durch Bewertungsziffern unter operative und taktische Arbeiten, — sondern durch unmittelbare Wirkung starker Charaktere auf noch ungefestigte, durch Wirkung harten, geformten Willens auf noch ungeformten, durch Vorhandeln statt durch Vor-lehren.

Meine Herren, die Persönlichkeiten, die so ihr hohes und verantwortungsvolles Lehramt auffaßten und ausübten, haben Unvergängliches für das alte deutsche Heer und nachher für die junge Wehrmacht getan. Ihnen vor allem ist es zu danken, wenn Initiative und Kühnheit, Entschlußkraft und Verantwortungsfreudigkeit als das Kriterium höchsten Führertums erkannt und seelisches Eigentum der Armee wurden. Meine Herren, Ihnen, den ehmaligen Lehrern der Kriegsakademie Berlin und München, am heutigen Tage, für diese Ihre Wirksamkeit als echte Lehrmeister zu danken, ist mir ein Herzensbedürfnis.

Ich darf unser Aller Dank aber auch gerade heute und hier aussprechen dem größten Lehrmeister der in den Nachkriegsjahren der Armee — und dadurch der Kriegsakademie — geschenkt wurde: dem Herrn Generaloberst v. Seeckt.

Es ginge weit über den Rahmen dieser Stunde hinaus, von dem großen Werk der Neuschöpfung eines Heeres zu sprechen. Eins aber gehört hierher: der nach dem Zusammenbruch wiedererstehende Generalstab bis hinab in seine jüngsten Generationen trägt den Stempel Ihrer Persönlichkeit, Herr Generaloberst.

Meine Herren, seien Sie versichert, daß wir in Ihrem Sinne weiterarbeiten und allezeit weiterarbeiten werden. Das Reichsheer, sein Offizierkorps und sein Führernachwuchs werden taktisch, technisch und organisatorisch manche neuen Wege zu beschreiten haben, aber sie werden ihr geistiges Erbe in treuen Händen bewahren. Denn kein wie auch immer geartetes Kriegsinstrument wird in seiner Führerschicht das entbehren können, was Sie, meine Herren, forderten und formten: willensstarke und charaktervolle Persönlichkeiten. Persönlichkeiten, deren erster militärischer Glaubenssatz die klassischen Worte der alten Felddienstordnung sind.

„So bleibt entschlossenes Handeln das erste Erfordernis im Kriege.

Ein jeder — — der höchste Führer wie der jüngste Soldat — muß sich stets bewußt sein, daß Unterlassen und Versäumnis ihn schwerer belasten als Fehlgreifen in der Wahl der Mittel."

Meine Herren, wenn wir diesen Gedanken nachgehen, tritt unwillkürlich vor unsere Augen die ehrwürdige, von größtem Verantwortungsbewußtsein getragene Persönlichkeit des verewigten Herrn Feldmarschalls. Wir wollen gerade heute an diesem Jubiläumstag der Kriegsakademie seiner in Treue und Dankbarkeit uns erinnern.

Und dann wenden sich unsere Gedanken dem Manne zu, der wohl einzigartig uns Beispiele gegeben hat an Kühnheit, Initiative und Entschlußfreudigkeit, der uns Soldaten gelehrt hat und täglich von neuem lehrt, was es heißt: durch willensstarke Tat den Gegnern das Gesetz des Handelns vorzuschreiben.

Ich bitte Sie, meine Herren, mit mir zu rufen: Der Führer und Reichskanzler, der Oberste Befehlshaber der deutschen Wehrmacht, Adolf Hitler, Sieg Heil!" — — — — —

Diese soldatischen und richtungweisenden Ausführungen sind hier deshalb in vollem Umfange wiedergegeben worden, weil aus ihnen hervorgeht, wie sehr die Persönlichkeit des Generals v. Seeckt immer mit der alten deutschen Armee, der Reichswehr und der neuen deutschen Wehrmacht der Gegenwart und Zukunft verbunden bleiben wird.

*

Am 22. April 1936 begeht Seeckt seinen 70. Geburtstag und wird aus diesem Anlaß Mittelpunkt großer Ehrungen.

Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht richtet an ihn ein Glückwunschschreiben, in dem er mit Dank und Anerkennung der großen Verdienste Seeckts gedenkt.

In Würdigung dieser geschichtlichen Leistung, mit der die Grundlage zum heutigen Volksheer geschaffen wurde, wird Generaloberst v. Seeckt zum Chef des Infanterie-Regiments 67, dem Traditionsregiment des Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiments in Spandau ernannt.

Vor seiner Wohnung sind Doppelposten als Ehrenwache aufgezogen. Der Reichskriegsminister, Generalfeldmarschall v. Blomberg, überbringt ihm die Glückwünsche der Wehrmacht.

Die ganze Presse des Inlands und viele Zeitungen des Auslands gedenken an diesem Tage des Generals und seines Werkes.

Besonders interessant sind die Ausführungen des französischen Oberst Koelz in einer Studie über den deutschen Großen Generalstab von Scharnhorst bis Blomberg, erschienen in der „Revue hebdomadaire", wo es u. a. heißt:

„Als General v. Seeckt sich ans Werk machte, mußte er zugleich konservieren und konstruieren. Seine Arbeit war viel schwerer als die von Scharnhorst ein Jahrhundert vorher. Scharnhorst hatte nur zu konstruieren und, um Preußen durch seine Armee zu erhalten, hatte er nur gegen den äußeren Feind zu kämpfen. General v. Seeckt mußte dies auch gegen den inneren Feind tun, nämlich gegen die alten Generale. Er hatte nach außen hin zu kämpfen gegen die Koalition der früheren Alliierten und ihre Kontrollkommissionen und nach innen gegen das deutsche Volk, das zerrissen war, gegen die Parteien, die einander zerfleischten, gegen den ohnmächtigen Reichstag und, was noch schrecklicher war, gegen seine alten Waffengefährten und seine eigenen Mitarbeiter.

Das irregeführte Volk, das dem Kommunismus und der Sozialdemokratie ausgeliefert war, dachte nicht mehr an Deutschland. Die Einzelstaaten erhoben sich, die einen gegen die anderen, ein Teil der Armee weigerte sich, die Verräter von November 1918, die Verfasser der Weimarischen Verfassung als Chefs der Regierung anzuerkennen. Die Nation befand sich im Chaos. General v. Seeckt begriff es, daß es Sache des Chefs der Armee wäre, Deutschland zu retten. Als dann der alte Feldmarschall Hindenburg auf seinem Ruhesitz in Hannover den Alarmruf an seine Mitbürger erschallen ließ: „Seid einig! gab General v. Seeckt dazu das Beispiel und nahm als

Mitarbeiter einen demokratischen Reichswehrminister, nämlich Geßler, an, unterdrückte den Putsch der Rechten (Kapp-Lüttwitz), zerbrach den Kommunismus an der Ruhr und im Saargebiet und machte aus der kleinen Armee, die auf 100 000 Mann herabgesetzt worden war, einen feinen Diamanten." —

*

Einige Wochen später übernimmt Seeckt auf dem Exerzierplatz Ruhleben sein in Parade aufgestelltes Regiment mit folgender Ansprache:

„Mit Stolz und Freude übernehme ich heute als Chef das Infanterie-Regiment 67. Vor 50 Jahren habe ich auch mit dem Gewehr in der Hand in der Front eines Eurer Traditionsregimenter gestanden. Vieles hat sich in den 50 Jahren geändert, aber eins ist dasselbe geblieben, das ist der deutsche Soldat.

Auf drei Säulen ruht die deutsche Armee: Auf der Pflicht, der Ehre und der Kameradschaft . . . .

Mit diesen dreien bin ich alt geworden, mit diesen dreien sollt Ihr auch alt werden. Damit gehört Ihr heute mir, und damit gehöre ich Euch!

Das Regiment hört auf mein Kommando! . . ."

Nachdem der Regimentskommandeur, Oberst Seifert, gedankt hat, setzt sich der 70jährige Generaloberst an die Spitze seiner Truppe und führt sie an dem Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherrn v. Fritsch, im Parademarsch vorbei.

Es sollte sein letzter Parademarsch sein.

*

Als im September desselben Jahres das Regiment für sein II. Bataillon und den Regimentsstab am Wilhelmsplatz in Spandau eine neue Kaserne erhält, wird dort eine Bronzebüste des Generals von der Berliner Bildhauerin Barbara v. Kalckreuth enthüllt.

Noch ein Gedenktag, allerdings ein trauriger, fällt in das Jahr 1936: Der 6. Oktober, an dem vor 10 Jahren der Generaloberst seinen Abschied eingereicht hat.

Durch die Ehrungen, die das neue Deutschland und sein Führer dem General zuteil werden ließen, ist das Bestreben erkennbar, die Sünden einer vergangenen parteipolitisch zerrissenen Zeit wieder gutzumachen und Seeckt den Dank des Vaterlandes dafür abzustatten, daß er inmitten eines Hexenkessels von negativer Politik, von Widerstand und Unverstand die junge Reichswehr wie auf einem Felsen aufgebaut hat, von dem heute wieder die Fahnen der Ehre und Freiheit wehen.

Noch an der Weihnachtsfeier seines Regimentes kann Seeckt teilnehmen und die tiefe und schöne Mahnung an seine Kameraden richten, daß das Regiment die Heimat der Soldaten sei.

Dann ruft ihn des Höchsten Befehl zum letzten Appell. —

Es ist am Sonntag, dem 27. Dezember 1936.

Der General, von einem Unwohlsein befallen, muß das Bett hüten. Kurz nach 3½ Uhr noch war sein treuer Diener Perlbach bei ihm im Zimmer gewesen, um sich nach seinen Wünschen zu erkundigen und hatte ihn in einem englischen Buche lesend gefunden.

Nach einer kleinen Weile hat der Diener das Gefühl, wieder nach seinem Herrn sehen zu müssen, obwohl der General es nicht liebte, wenn jemand ungerufen sein Zimmer betrat. Er pflegte im übrigen nie zu klingeln, sondern nur nach Bedienung zu rufen — Gewohnheit des alten Soldaten, dem stets eine Ordonnanz zur Verfügung stand.

Als jetzt der Diener die Türe zum Zimmer öffnet, versucht der General gerade mit letzter Kraft, sich in den Kissen aufzurichten. Das Buch entgleitet seiner Hand.

„Perlb . ."

Die letzte Silbe des Namens nimmt ihm der Tod von den Lippen.

Ein Herzschlag hat seinem Leben ein Ende bereitet.

Der Patriot und Mensch

Es ist ein soldatisches Herz — aber auch ein warmes menschliches Herz — das hier seinen letzten Schlag getan hat.

Es war vor allem ein patriotisches Herz.

In schweren Zeiten dieses Lebens haben sich Stimmen erhoben, fragende Stimmen und zweifelnde, weil man nicht wußte, wie das Schweigen dieser für viele undurchsichtigen Persönlichkeit auszulegen war.

Weil man im Wirbel der Ereignisse nicht sah, wohin der Weg führen würde, auf dem Seeckt seiner Reichswehr voranschritt.

Weil man es nicht begriff, daß in politisch aufgeregten Zeiten ein überflüssiges oder unvorsichtiges Wort vieldeutig und gefährlich sein konnte, für ihn aber die große Aufgabe eindeutig und in stiller Vorsicht zu erfüllen war.

Übereifrigen und Unbedachten freilich mochte er als Rätsel erscheinen.

Dennoch hätten Offizierslaufbahn, Frontkämpfertum und Haltung dieses in der Tradition der alten deutschen Armee aufgewachsenen Soldaten Mißtrauischen die Gewißheit geben müssen, daß Seeckt nur einer Parole folgen konnte, die lautete: Dienst am Vaterland.

Und zwar soldatischer Dienst.

Des Soldaten Vaterland aber war und blieb, wenn auch sonst alles ringsum ihn her wankte oder zusammenbrach — die Armee. Vor diese Armee — nach Versailles Reichsheer genannt — stellte sich Seeckt wie ein Erzengel und wehrte die Versucher ab, die mit politischen Verführungen nach der einen oder anderen Seite in den militärischen Bannkreis dringen wollten. In dieser eisernen Haltung blieb er, auch wenn mit Pfeilen des Mißtrauens auf ihn geschossen wurde. Um der Reichswehr willen ertrug er unberührbar und unberührt alle Angriffe — und schwieg.

Manchmal aber, unter vier Augen oder in kleinem Kreise sprach er doch und ließ dann erkennen, wie warm sein Herz hinter dem Panzer

seiner Selbstbeherrschung für die schlug, die auf der politischen rechten Seite fochten, wenn er auch in solches Gefecht seine Reichswehr nicht verwickeln durfte.

Hierfür erlebte der Verfasser selbst einen unvergeßlichen Beweis. Es war in den Novembertagen 1923, als der später berühmte Ausspruch „Die Reichswehr folgt m i r“ fiel. Auf die Nachricht von der nahenden Entscheidung in Bayern eilte der Verfasser als damaliger Hauptschriftleiter eines Nachrichtenbüros nach München. Zur nationalen Erhebung kam er zu spät. Aber am Tage nach dem Drama an der Feldherrnhalle suchte er General Ludendorff in seiner Villa auf, um dessen Meinung und Bericht zu hören und an die Berliner Presse weiterzugeben. Vertraulich erfuhr er, daß die bayrische Regierung seine zu erwartenden Depeschen schon gesperrt hatte. An das Telephon freilich hatte sie nicht gedacht. So gelang die Übermittlung alles notwendigen Materials trotzdem. Dann traf sich der Verfasser mit einem der nationalen Führer, der noch nicht geflohen war und der ihn bat, die Stellungnahme des Generals v. Seeckt zu sondieren, die auf spätere Entschlüsse seiner Gruppe bestimmend einwirken konnte.

So wurde der Verfasser nach seiner Rückkehr vom General v. Seeckt im Reichswehrministerium empfangen. Einzelheiten des Gespräches waren vertraulicher Natur. Ergreifend jedoch war der allgemeine Eindruck von der seelischen Haltung des Generals, der erstaunlich aufgeschlossen sprach und deutlich erkennen ließ, wie schwer seine Selbstbeherrschung im militärischen Interesse mit seiner warmen Sympathie für die patriotischen Motive der Nationalen kämpfte, wenn er sich auch nicht erlauben durfte, sie zu billigen.

Immerhin gab er solche Auskunft, daß der bayrische Auftraggeber beruhigt werden konnte. Die Quintessenz seiner Ausführungen war das Verlangen, daß man ihm vertrauen, aber Zeit lassen solle. Erst wenn die Reichswehr auf festen Füßen stünde, sei auch an einen nationalen Aufbau in der Politik

zu denken. Bis dahin müsse er nach links wie nach rechts alles aus dem Wege räumen, was den Marsch seiner Bataillone in die Zukunft gefährden könne. —

*

Daß sein Herz nicht in soldatischer Pflichtauffassung vertrocknet, sondern weit geöffnet war für die Werte der Kunst und die Schönheit der Welt, ist unschwer aus seinen oben veröffentlichten Briefen zu erkennen. Auch seine Adjutanten, die ihn oft auf langen Fahrten durch Deutschland zu Inspektionszwecken zu begleiten hatten, bekunden einstimmig, wie anregend und belehrend es gewesen sei, mit ihm zu reisen, der immer wieder durch sein reiches kunsthistorisches Wissen und seinen Blick für echte Kunst überraschte.

Wer ferner Gelegenheit hatte zu beobachten, wie Seeckt seine dienstfreien Stunden ausfüllte, mußte bemerken, wie sehr es ihn trieb, an allen bedeutenderen Ereignissen auf dem Gebiet des Theaters, der Kunst und der Musik teilzunehmen und wieviel er in seiner doch so knappen Freizeit las. Schon der Umstand, daß das Ehepaar Seeckt mit vielen namhaften Künstlern befreundet war, und sie zu gesellschaftlichen Veranstaltungen im eigenen Hause heranzog, ist ein weiterer Beweis für seine künstlerischen Interessen.

Daß Seeckt als Chef der Heeresleitung Geselligkeit in großem Maßstabe pflegte und selbst viele Empfänge gab, geschah wohl nicht ohne Absicht auch in dienstlichem Interesse. Denn auf dem gesellschaftlichen Parkett schuf sich seine Gewandtheit und seine bei aller Zurückhaltung liebenswürdige Höflichkeit ein Feld für persönliche Beeinflussung und Beobachtung.

Dabei konnte der sonst so zugeknöpfte General in kleinerem Kreise überraschend lebhaft werden und eine offenherzige Natürlichkeit an den Tag legen. Wie oft gerade bei künstlerischen Naturen ein Zug von immer wieder junger und frischer Empfangsbereitschaft für die einfachsten Dinge des Lebens zu finden ist, war auch Seeckt bis zuletzt, besonders Frauen gegenüber, lebhaft empfänglich für alle Regungen des menschlichen Gemütes und

Geistes, fühlte sich hingezogen zu Natürlichkeit und Frische. Doch überschritt er nie die Grenze, die eine angeborene und natürliche Würde ihm zog. Er konnte wohl ungebunden aber nicht ausgelassen sein.

Davor bewahrte ihn schon ein stark entwickelter Sinn für Komik, verbunden mit einer stillen doch feinen Beobachtungsgabe. In seiner Tiefe ankerte, wie bei allen wirklich großen Menschen, der Humor.

Das Ergebnis seiner Beobachtungen von Menschen und Situationen vermochte er intimen Freunden mit allen bezeichnenden Einzelheiten trefflicher und auf höchst unterhaltende Weise wiederzugeben.

Im Kreise seiner Offiziere war er zurückhaltend, begreiflich durch das mitschwingende Verhältnis von Vorgesetztem zu Untergebenen. Zwar auch hier unter Kameraden ein guter Kamerad. Doch hielt seine Persönlichkeit, wie schon einmal gesagt, jede plumpe Vertraulichkeit fern.

Im Dienst selbst versteifte sich seine Haltung. Hier schuf er um sich eine Zone der Unnahbarkeit, die jeden Versuch, ihn zu beeinflussen, von vornherein unterband. Wenn von einigen seiner Freunde die Ansicht vertreten wird, daß er sich dadurch den Weg zur Erkenntnis des Charakters seiner Untergebenen und Mitarbeiter verbaute, mithin seine Menschenkenntnis seiner Kunst, Menschen zu behandeln, nachstand, so kann dem nicht ohne weiteres beigepflichtet werden.

Wohl duldet Seeckt in seiner Umgebung und teilweise auf hohem Posten Männer, deren Wesen nicht durchaus sympathisch war — doch deutet vieles darauf hin, daß er sie rechtzeitig durchschaut hat. Es ist nicht immer notwendig zur Beurteilung von Menschen, daß man ihnen näherkommt. Intuition ist wichtiger. Und daß Seeckt in hohem Maße intuitiv veranlagt war, wird niemand, der ihn auch nur oberflächlich kannte, bestreiten können. Er brauchte eben manche Persönlichkeiten zur Mitarbeit an seiner großen Aufgabe, weil sie in ihrem Fach tüchtig waren, und sah deshalb über ihre menschlichen Schwächen hinweg.

Wie scharf er Dienst von Gesellschaft trennen konnte, erzählte dem Verfasser einer seiner Mitarbeiter auf hohem Posten in der Türkei. Dieser Offizier hatte den Generalstabschef nach dessen Ankunft in Konstantinopel in der dortigen Gesellschaft eingeführt, ihn in den deutschen Klub eingeladen und von ausgesuchter Liebenswürdigkeit in persönlichem Verkehr gefunden.

Als er aber am nächsten Tage zum Referat bei Seeckt erschien, war der Ton ein ganz anderer, Frage und Antwort dienstlich und knapp. Seeckt redete ihn auch nicht, wie am Abend zuvor, mit seinem Familiennamen an, sondern mit seinem militärischen Titel.

An dieser kleinen Episode sieht man deutlich die strenge Dienstauffassung Seeckts, die er durch betonte Kühle zum Ausdruck brachte. Sie verlieh ihm unbedingte Autorität und machte jeden Stimmaufwand bei Befehlen unnötig. Das Bild eines unbeherrscht tobenden, jähzornigen Vorgesetzten ist im Hinblick auf Seeckt unvorstellbar. Selbstbeherrscht beherrschte er die anderen. Ein Blick, ein knappes Wort — und man gehorchte ihm.

Wenn er zu tadeln hatte, geschah das in ruhiger, mehr sarkastischer Form, was bekanntlich viel eindrucksvoller ist, als polterndes Schimpfen. Solcher Tadel konnte dann allerdings schneidend, ja für die Betroffenen vernichtend werden.

Seine Selbstbeherrschung bewahrte ihn auch vor Ungerechtigkeiten, die im Augenblick erster Aufwallung so leicht geschehen. So konnte er von vorbildlicher Geduld bei unvorhergesehenen Ereignissen und unverschuldeten Zufällen im Dienste sein. Ein hübsches Beispiel für diese Tugend Seeckts führt General der Infanterie a. D. Ritter v. Haack im Militärwochenblatt vom 8. Januar 1937 an. Er erzählt, wie er mit ihm auf einer Besichtigungsreise im Auto von Halberstadt nach Braunschweig fuhr. Dort sollte die Bahn zum Sennelager benutzt werden, wo am nächsten Tage eine Truppenübung stattfand. General v. Haack schlug einen Umweg über den Harz vor, dem Seeckt zustimmte. Dabei mußte das Auto viele Kilometer hinter einem Wagen mit

scheugewordenen Bauernpferden herfahren, die auf der Chaussee voraustrabten, ohne daß es dem Kutscher gelang, den Weg freizumachen. So kam man zu spät in Braunschweig an und mußte weiter die ganze Nacht durchfahren, um rechtzeitig am frühen Morgen im Sennelager eintreffen zu können. Während dieser ganzen Begebenheit kam über Seeckts Lippen nicht ein Wort der Ungeduld oder des Unmutes. —

Die Gabe der Leutseligkeit war ihm allerdings versagt, bemerkt derselbe Autor.

Trotzdem war er bei allen seinen Mitarbeitern und Untergebenen sehr beliebt. Wer von seinen engeren Mitarbeitern mit dem Verfasser über den General sprach, ließ seine aufrichtige Verehrung und warme Anhänglichkeit erkennen. Auch die einfachen Soldaten hingen, so merkwürdig das auch im Hinblick auf die schweigsame Art des Generals vielleicht erscheinen mag, mit dem Herzen an diesem Vorgesetzten. Die Front hat ein erstaunliches Gefühl für Persönlichkeit. Die einfachen unverbildeten Leute erkennen vielleicht unbewußt, aber mit nachtwandlerischer Sicherheit, was hinter der Erscheinung steckt. Sie erfühlen offenbar die innere Grundstimmung des Vorgesetzten, mag die Form des Ausdrucks auch noch so karg und kantig sein. Ja, Schweigen oder ein Wort an richtigem Platz hat dann stärkere Wirkung, als ein noch so gut gemeinter Wortschwall oder eifrige Anbiederungsversuche, wenn sie innere Leere verdecken.

Worin besteht überhaupt das Geheimnis der Persönlichkeit?

Wie kommt es, um ein sinnfälliges Beispiel aus dem Bühnenleben heranzuziehen, daß das bloße Erscheinen eines Schauspielers oder wenige kurze Sätze, die er zu sagen hat, das Publikum sofort zu fesseln vermögen, daß gleich im ersten Augenblick ein Kontakt entstehen kann, den andere, vielleicht sogar technisch bessere Könner, in langen Szenen vergeblich zu erreichen versuchen?

Ganz zu durchleuchten ist dieses Geheimnis nicht. Wie die Anziehungskraft von Mensch zu Mensch letzten Endes und gottlob immer geheimnisvoll

bleiben wird. Aber vieles ist zu erklären durch den Begriff der — Reserven. Sobald, um beim Theater zu bleiben, ein Komiker eine innere Anstrengung verrät, um zu wirken, sich also in seiner Darstellung verausgabt, verpufft jede Wirkung. Je sparsamer er mit seiner aufgespeicherten Kraft umzugehen vermag, je mehr er den Eindruck erweckt, daß sie bei noch so starkem Ausströmen unerschöpflich ist, desto stärker ist die Reaktion des Publikums, desto größer sein Erfolg.

Dieses Beispiel verdeutlicht, was unter Reserven zu verstehen ist, wenn man es auf das allgemeine Gebiet menschlicher Persönlichkeiten überträgt.

So ist auch das Geheimnis der Wirkung Seeckts auf andere Menschen zum großen Teile durch die Reserven zu erklären, die hinter seiner Beherrschtheit fühlbar waren.

Er braucht nicht erst „leutselig" zu sein, da er die innere und echte Leutseligkeit in der großen Güte seines Herzens besaß.

Das ist nun vielleicht die Überraschung für viele, die nicht hinter die kühle Maske sehen konnten, daß die an sich weiche und gütige Natur Seeckts mehr oder weniger unbewußt sich selbst solche Maske vorhalten zu müssen glaubte in dem soldatischen Getriebe seines Lebens.

Immer wieder dasselbe Schauspiel bei wertvollen Menschen, daß es fast schon überflüssig erscheint, darauf hinzuweisen, wie sie gewissermaßen als Selbstschutz den weichen Kern hinter einer harten Schale verbergen, ein Schauspiel, das uns die Natur selbst ständig bietet.

So auch bei Seeckt.

Wie anders wäre es möglich, daß er so bezaubernd gutmütig mit Kindern, so freundlich mit Tieren, so erfreut über Blumen, so ritterlich mit Damen und so voller Herzenstakt in menschlichen Beziehungen sein konnte.

Diese Ritterlichkeit ist ein weiterer wesentlicher Zug in seinem privaten Leben. Eine Ritterlichkeit, die nach dem alten englischen Spruche: charity begins at home nicht nur im Ballsaal oder bei anderen geselligen Veranstal-

tungen hervorgekehrt wurde, sondern sich vor allem daheim gegenüber der Gattin auswirkte. Und war er mit ihr unter Menschen, so war sie für ihn immer „die erste Dame“. Ja es war geradezu bewegend, wenn man Gelegenheit hatte, zu beobachten, wie rücksichtsvoll und fürsorglich der General beispielsweise auf Spaziergängen mit seiner Gattin war, wenn sie ermüdete.

Einen besonders hübschen Zug dieser Ritterlichkeit berichtet Generalleutnant v. Cramon, der an der Feier von Seeckts 60. Geburtstag in dessen Heim teilnahm. Noch bevor jemand anderes bei dem Geburtstagsdiner das Wort ergreifen konnte, klopfte Seeckt ans Glas und erhob sich zu einer kleinen Ansprache, die er folgendermaßen einleitete: „Wenn heute jemand hier zu sprechen hat, so bin ich es.“ Eine Ansprache, die dann zu einer Danksagung an seine Frau wurde und mit einem Hoch auf sie ausklang.

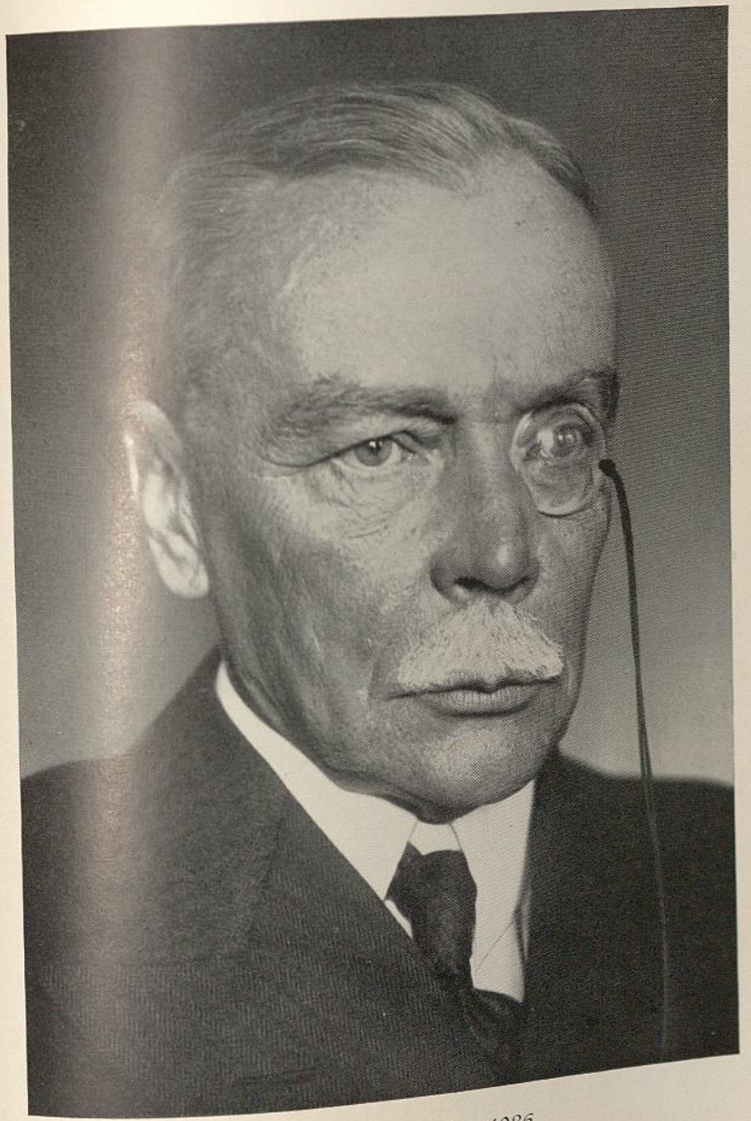
So voller Takt und Güte war dieses Soldatenherz.

Und es war auch ein Herz von großer Liebesfähigkeit und Verlangen nach den schönen Dingen des Lebens.

Noch einmal müssen wir uns seinem Buche über Moltke zuwenden, weil er darin auf die Psychologie des Feldherrn so eingeht, wie es nur einer verwandten Natur möglich ist, und daher die Beschreibung des Vorbildes Moltke wie ein Selbstbekenntnis wirkt, das alles hier Angedeutete bestätigt.

Es wird nämlich dort gegen Schluß der Betrachtung über Moltke gesagt:

„In der großen Zeit, welche zwischen den Jahren 1858 und 1871 liegt, tritt das rein Menschliche so sehr in den Schatten der historischen Tat, daß es nicht nur schwer ist, sondern auch nicht in seinem Sinn wäre, wenn wir die Persönlichkeit anders als nur durch ihre Taten sprechen ließen. Der Charakter eines Mannes ist in diesen Jahren abgeschlossen. Er kann sich nur noch nach außen von innen her auswirken. Das Innere, die durch Selbstzucht, Ernst und Energie gewonnene Klarheit des Denkens und die Stärke des disziplinierten Willens zeigten sich bei Moltke in der äußeren Ruhe, welche die gleiche



Im letzten Lebensjahr 1936

blieb angesichts von Schwierigkeiten wie nach den Erfolgen. Wollen und Denken konnten durch äußere Einflüsse nicht erschüttert werden und, wenn das Feuer des Soldatenherzens im Innern auch noch so heiß brannte, nach außen durfte es die Form der unerbittlichen Sachlichkeit eben um dieser Sache willen nicht schmelzen. Diese Form konnte etwas Starres und damit Erstarrendes annehmen und Menschen, denen es nicht gegeben war, die innere Leidenschaft zur äußeren Kühle zu dämpfen, als Zeichen von Gefühlskälte erscheinen. Für das in Moltke lodernde Feuer ist uns die in seinen Plänen und Taten zutage tretende Energie Beweis genug. Es ist das unausbleibliche Schicksal großer Männer, daß sie auf der Höhe ihrer Erfolge innerlich vereinsamen: Denn das Werk ist zu groß und zu anspruchsvoll, um ihrem Geist Zeit zu menschlicher Mitteilsamkeit zu lassen und zwingt sie, die sie umgebenden Menschen an dem Maßstabe ihres Nutzens für das Werk zu messen."

Kann gleiches nicht Wort für Wort — mit gewisser Schattierung nur im Grade — von Seeckt gesagt werden?

Und ist nicht die weitere Übersicht über die letzten Jahre Moltkes mutatis mutandis auch eine Darstellung der letzten Jahre Seeckts?

„Die letzten 20 Jahre dieses wechselvollen und ereignisreichen Lebens haben ihren ganz eigenen Charakter. Es ist, als ob dieser Geist nach der Erfüllung der ihm gestellten großen Lebensaufgabe sich verbreitere und neue Entfaltung in anderer Richtung suche. Wohl blieb der Hauptinhalt seines Lebens sein Beruf, der von ihm, wie wir gesehen haben, restlose Weiterarbeit an der politischen und militärischen Sicherung des Landes verlangte. Die Ausbildung des ihm anvertrauten Generalstabs, die Auswertung der in den Kriegen gemachten Erfahrungen und die Überwachung der geschichtlichen Darstellung der Kriege beschäftigten ihn dauernd. Daneben wandte er sein Interesse auch der inneren Politik zu, die er im Reichstag und im Herrenhaus im Sinne der Kräftigung und Erhaltung der Staatsgewalt und

der Entwicklung des Heeres zu beeinflussen suchte, ohne sich bei dieser Tätigkeit auf das rein militärische Interessengebiet zu beschränken. Je älter er wurde, um so mehr schien sein Geist sich auch mit übersinnlichen Fragen zu beschäftigen. Klare Gedanken zur Lebensweisheit fanden sich auch schon früher versteckt in seinen Schriften, Briefen und Reden, ohne daß es ihm nahegelegen hätte, sie zu einem System zu vereinigen, aber erst aus seinen letzten Jahren besitzen wir Äußerungen, die eine Beschäftigung mit den in seinem religiösen Denken begründeten Ewigkeitsgedanken beweisen."

Ähnlich Seeckt. Nur daß seine Entwicklung sich nicht in religiöse Weiten verlor, obwohl er sich auch viel mit Ewigkeitsgedanken beschäftigte, sondern mündete in die Anschauung der Schönheit der Erde.

Und so kommen wir am Schluß dieser Lebensbeschreibung zurück an den Punkt, von dem wir im Vorwort ausgingen: Auf die Verbundenheit vieler großer Menschen der Tat mit „dem Boden, dem sie entstammen." —

Das Staatsbegräbnis

Das Staatsbegräbnis

Kalte Nebelschleier hängen über Berlin.

Von allen Dienstgebäuden des Reiches wehen die Fahnen auf Halbmast in den trüben Wintertag.

Es ist der 30. Dezember 1936.

Der Tag der Trauerparade für den verstorbenen Generaloberst, dessen sterbliche Hülle auf Befehl des Führers und Reichskanzlers in einem feierlichen Staatsbegräbnis auf dem Invalidenfriedhof beigesetzt wird.

Auch in den Straßenzügen, die von der Lichtensteinallee zum Kirchhof führen, hängen schwarzumflorte Fahnen aus den Fenstern. Ein letzter Gruß der Bevölkerung als Zeichen der Verehrung und des Dankes an den Mann, der so unermüdlich an der Wiedererstarkung Deutschlands mitgearbeitet hat.

Vor dem Trauerhause wieder Doppelposten. Oben im Arbeitszimmer des Generals ist die Leiche aufgebahrt. Auf dem mit der Reichskriegsflagge bedeckten Sarge, der von Bergen von Kränzen umgeben ist, ruhen nur der gezogene Degen und der Stahlhelm. Vier Stabsoffiziere der 23. Division halten die Ehrenwache.

Unzählige Telegramme sind für die trauernde Witwe eingetroffen. Der Führer und Reichskanzler hat aus Berchtesgaden gedrahtet: „Euer Exzellenz bitte ich anläßlich des schweren Verlustes, der Sie und das ganze deutsche Volk betroffen hat, meine aufrichtigste Teilnahme entgegennehmen zu wollen. Der Generaloberst wird in unserer Geschichte als großer Soldat weiterleben."

Auch Marschall Tschiangkaischek und seine Gattin haben ein durch den chinesischen Botschafter übermitteltes Beileidstelegramm gesandt: „Sehr verehrte Frau v. Seeckt! Mit großem Schmerz haben wir von dem Ableben Ihres von uns so hochgeschätzten Herrn Gemahls vernommen. Wir wissen, ein wie großer Freund er uns war. Mit herzlicher Anteilnahme verbleibend, bitten wir Sie, um Ihre eigene Gesundheit besorgt zu sein. Tschiangkaischek und Tschiangsungmeiling."

Die gesamte Weltpresse hat Nachrufe veröffentlicht, aus denen die Bedeutung erkennbar wird, die das Ausland dem Verstorbenen beigemessen hat. So weist der „Daily Telegraph" darauf hin, daß General Conrad v. Hötzendorff, der österreich-ungarische Chef des Generalstabs, Seeckt zusammen mit General Hoffmann, der ihm im Tode vorangegangen sei, in die erste Reihe der begabten Führer der Zentralmächte im Weltkriege gestellt habe. Zar Ferdinand von Bulgarien habe ihn als „den klarsten Kopf unter den Deutschen" bezeichnet, und auch Ludendorff habe ihn als eine der „hervorragendsten Persönlichkeiten des Krieges" anerkannt.

Zur kirchlichen Feier im Hause haben sich die nächsten Familienangehörigen und Freunde versammelt. Kurz vor Beginn der Aussegnung erscheint Generalfeldmarschall v. Mackensen und begibt sich ins Totenzimmer, um hier in einem kurzen stillen Gedenken von seinem Kriegskameraden Abschied zu nehmen. Auch Zar Ferdinand von Bulgarien, in der Uniform eines preußischen Generalfeldmarschalls, verweilt an der Bahre des Toten. An der Spitze der Generalität nimmt Generaloberst v. Fritsch, der Oberbefehlshaber des Heeres, an der Feier teil.

Feldbischof i. R. Schlegel spricht vor der Trauergemeinde:

„Ehe die letzten Ehrungen einsetzen, in denen die Wehrmacht dem großen Soldaten die Treue beweist, ehe sein sterblich Teil an denkwürdiger Stätte zu Grabe geht, dürfen wir in seinem Hause, das sein Brautglück und nun seinen Heimgang gesehen hat, unsere Trauer und Dankbarkeit vor Gott

bringen. Sein Haus war ja die Burg seines ganz persönlichen Lebens, die Werkstatt seines Geistes und der Kampfplatz der ringenden Gedanken, die zu rettender, aufbauender Tat wurden. Hier fand er den Kraftersatz zu neuem Werk, die Entspannung durch verstehende, fürsorgende Liebe, durch edle Kunst und Geselligkeit. Wie ein Vorrecht erscheint es uns, daß wir gleichsam das Schweißtuch vom vertrauten Antlitz des teuren Toten nehmen und in einem ehrfürchtigen Tiefblick das Wesenhafte dieser geprägten Persönlichkeit für immer ins Herz schließen dürfen. Von sich selbst hat er wenig gesprochen und geschrieben. Aber das sonst so fest verschlossene Heiligtum seines Wesens ist uns jetzt „sub specie aeternitatis", wie er schreibt, unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit insoweit zugänglicher, als wir jeder nach seinem persönlichen Erleben wesentliche Grundlinien erschauen können. Helfen soll uns ein Bibelspruch, den er von seinem Kirchplatz aus in der alten Garnisonkirche an der gegenüberliegenden Brüstung las und den ich ihm zu seinem 70. Geburtstage gesandt hatte, worauf er antwortete: „Möge Ihr Kämpferspruch, für den ich Ihnen herzlich danke, weiter mein Leben begleiten." Der Spruch aber lautete: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. (Hebr. 13, 9.)

Dieser Spruch ist wie ein Schild gegen die Anläufe des Lebensschicksals gehalten. Er umschreibt einen inneren Halt und eine äußere Haltung, die auch in schwerster Stunde nicht versagen: das feste Herz aus Gnade. Eine solche Stunde war für Generaloberst von Seeckt der Abschied aus dem Heere. Da steht er eines Tages noch einmal im Kreise der Traditionskameradschaft. Im Abschiedswort erwähnt er seinen Kämpferspruch und betont, daß er sich auch in den letzten Vorgängen wie stets im Leben die Freiheit seines Handelns bewahrt habe. Dann kommt der Zapfenstreich. Trommelwirbel und Signale bis zum Gebet lassen ihn sein langes Soldatenleben auf einmal schauen. Nun verschwinden Klänge und Fackeln langsam in der Dunkelheit. Er aber bleibt im Nachschauen eine Weile ganz allein. Was geht da in seiner Seele vor? Kommt die Nacht, da niemand wirken kann?

Gott weiß es. Der ist größer als unser Herz, und seine Gnade macht das Herz frei und fest, dankbar und getrost. Gott ist getreu.

Wie gestalteten sich die Entscheidungen in seinem wechselvollen Leben der Mühe und Arbeit, die er im Vaterlandsdienst mit dem Herzen geleistet hat? Generalstabsarbeit erfolgt wie hinter einem Bauzaun, abgesperrt von der breiten Öffentlichkeit. Oft bleibt selbst der Name der Bauleute unbekannt. General von Seeckt rettet die Wehrmacht und ringt der unerhört schweren Notzeit den Aufbau der Reichswehr ab. Wir sehen sein eigenpersönliches Bild, wenn er uns über den Beruf des Soldaten und Führers etliche Gedanken lesen läßt. „Die Ehre des Soldaten liegt in der Pflichterfüllung. Pflicht fordert Härte. In der Härte gegen andere liegt die größte Härte gegen sich selbst. Opfer fordern ist schwerer als eigenes Opfer bringen. Aus vielgestaltigen Erwägungen und Stimmungen heraus zeichnet sich mit zunehmender Deutlichkeit das Bild des Entschlusses ab. Zweifel erheben ihr Haupt, so vieles liegt im Dunkel. Riesengroß steht die Verantwortung vor dem ringenden Geist. Der Wille leitet, der dem Charakter entspringt. Geist ohne Willen ist wertlos. Wille ohne Geist ist gefährlich. Das Wesentliche ist die Tat. Bestehen können vor dem Richter muß der Soldat. Vielleicht ist dieser Richter nur der strenge aber gerechte Vorgesetzte und Führer, vielleicht ist es das Urteil der Geschichte. Unnachsichtiger aber als beide spricht der Richter in der eigenen Brust. Das, wofür wir uns halten in unserem Herzen, ist noch immer des Soldaten höchster Besitz. Was der Mann zu seiner Aufgabe im Innersten mitbringt, ist für die Tat das eigentlich Wesentliche."

Unter das Bild dieses Mannes von Meistergedanken und höchster Verantwortung, die er für Leben und Tod vieler und für Deutschlands Wiederaufbau auch unter Leiden und Opfern getragen hat, können wir den Kämpferspruch setzen: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.

Dürfen wir dabei auch an das Geheimnis seiner religiösen Persönlichkeit rühren? Wer wie er mit deutlichen Worten das Ethos seines Berufs auf

dem Inwendig, dem Herzen, dem Gewissen aufbaut, der findet im tiefsten Innern die Wurzelkraft der festigenden Gnade seines Gottes. Wer wie er mehr gearbeitet, geleistet und gelitten hat als viele, hat seinen Halt in der Demut: nicht ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist. Er beschreibt einmal die Stufenleiter der religiösen Überzeugung: sie stammt aus der Überlieferung und wird durch Selbstprüfung, Studium und Erkenntnis gesichert. Überlieferung — da denken wir an den christlichen Geist seines Elternhauses, an seine fromme Mutter, deren Gebete den Sohn wie mit Mauern umgeben haben. Wer wie er an seinen Eltern hängt in der Liebe, der steht ehrfürchtig zu dem Glaubenserbe der Väter. Selbstprüfung — das ist das enge Gewissen, durch das Gott richtend und rettend uns anruft. Darum hielt er es nicht mit Selbstgerechtigkeit, sondern mit „sola fide, allein durch den Glauben". Studium und Erkenntnis — wie hat er gegen Unwissenheit und Schlagworte gekämpft und als Zaubermittel gegen allerlei Gespenster in der Welt klares Denken empfohlen. Auch die religiösen Fragen gehörten in sein Denken und in sein reiches Wissen hinein, und zu seiner Führerverantwortung rechnete er das Eintreten für Militärseelsorge in seiner Reichswehr, in der — nach seinem Wort — mit heißem Herzen und kühlem Kopf gearbeitet und wenn es nötig ist, gestorben wird für das Reich. Und als nach dem Kriege seine Mutter heimgeht, da sucht er sie, fern von ihr, am Ziel aller Gnade Gottes in der Ewigkeit und schreibt in ein Geschenkbuch das Bibelwort (Off. Joh. 7, 9): „Siehe, eine große Schar, welche niemand zählen könnte . . ."

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Einen Kämpferspruch nannte Generaloberst von Seeckt dies Bibelwort. Sein Bild und Vorbild werden in der deutschen Wehrmacht weiter bilden helfen, und sein Lebenswerk wird weiter wirken im Volksleben. Wer ihm je näher trat und ihm ins Herz sah, wird heute, hier, zur persönlichen Stellungnahme, zur Tat treuer Nachfolge herausgefordert. Das Herz fest durch Gnade!" . . .

Inzwischen sind die Truppenteile zur Trauerparade aufmarschiert: Eine Schwadron des Kavallerie-Regiments 9, ein Bataillon des Infanterie-Regiments 67, ein Bataillon des Infanterie-Regiments 9 und eine Batterie des Artillerie-Regiments 23.

Als der Sarg, getragen von Feldwebeln des Regiments 67, vor dem Hause erscheint, um auf die Geschützlafette gehoben zu werden, vor die sechs Pferde gespannt sind, hallen die Kommandos zum Präsentieren, wird der Präsentiermarsch gespielt.

Dumpfer Trommelwirbel.

Die Schwadron voran, setzt sich die Trauerparade in Bewegung, angeführt von Generalmajor Busch, dem Kommandeur der 23. Division. Vor dem Sarge werden die Fahnen des alten Alexander-Garde-Grenadier-Regiments getragen. Hinter dem Sarg folgen zwei Stabsoffiziere mit den Ordenskissen.

Als erster vom Trauergefolge geht hinter der Lafette Generaloberst Freiherr v. Fritsch mit dem Generaloberst Heye, der dem Verstorbenen im Amte gefolgt war. Es schließen sich an die Mitglieder des Großen Generalstabs, die Kommandierenden Generale und Admirale, das Diplomatische Korps, alle Militärattachés der in Berlin akkreditierten Mächte und die Offiziere des Reichskriegsministeriums, des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe.

Überall in den Straßen steht die Menge Spalier und grüßt den Sarg mit dem Deutschen Gruß.

Kurz nach 12 Uhr erreicht die Trauerparade den Eingang des Friedhofes. Alle Glocken von den Türmen der umliegenden Kirchen läuten. Auf einem einfachen Katafalk wird der Sarg aufgebaut. Um ihn herum nimmt das Trauergefolge Aufstellung.

Dann erscheint der Führer, begleitet von Generalfeldmarschall v. Blomberg und von Generaloberst Göring. Stumm grüßt er die sterbliche Hülle des Generals v. Seeckt.

Während ein Choral ertönt, wird der Sarg vom Katafalk zum Grabe getragen. Unmittelbar hinter dem Sarg gehen den letzten kurzen Weg der Führer mit Blomberg und Göring.

Dicht am Grabe steht Frau v. Seeckt mit den nächsten Verwandten, den Neffen und Nichten v. Wallenberg. Gräfin Rothkirch, die einzige lebende Schwester des Verstorbenen, war durch Krankheit am Erscheinen verhindert. Langsam wird der Sarg in die Erde gesenkt, während das alte ergreifende Lied vom guten Kameraden aufklingt.

Dann spricht der Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Generalfeldmarschall v. Blomberg, und zeichnet den Heimgegangenen noch einmal als Mann unvergeßlicher Taten, die ihn zu einem Retter des Vaterlandes gemacht hätten, widmet ihm Generaloberst Freiherr v. Fritsch einen menschlich schönen Nachruf.

23 Salutschüsse donnern über das Grab. Die Nationalhymnen ertönen.

Der Führer hebt die Hand. Es heben die Feldmarschälle ihren Stab zum letzten Gruß an den toten Kameraden.

Der Staatsakt ist vorüber. Der Führer verläßt den Friedhof.

Noch einmal erteilt der Bischof seinen Segen und empfiehlt den Generaloberst v. Seeckt in die Hut des Allerhöchsten.

Leise rieselt die Erde aus den Händen der Verwandten und Freunde auf Kränze und Sarg.

Parademarsch des 1. Garde-Grenadier-Regiments.

Damit schließt die Trauerfeier ab.

Der große deutsche Soldat v. Seeckt ist der Erde übergeben.

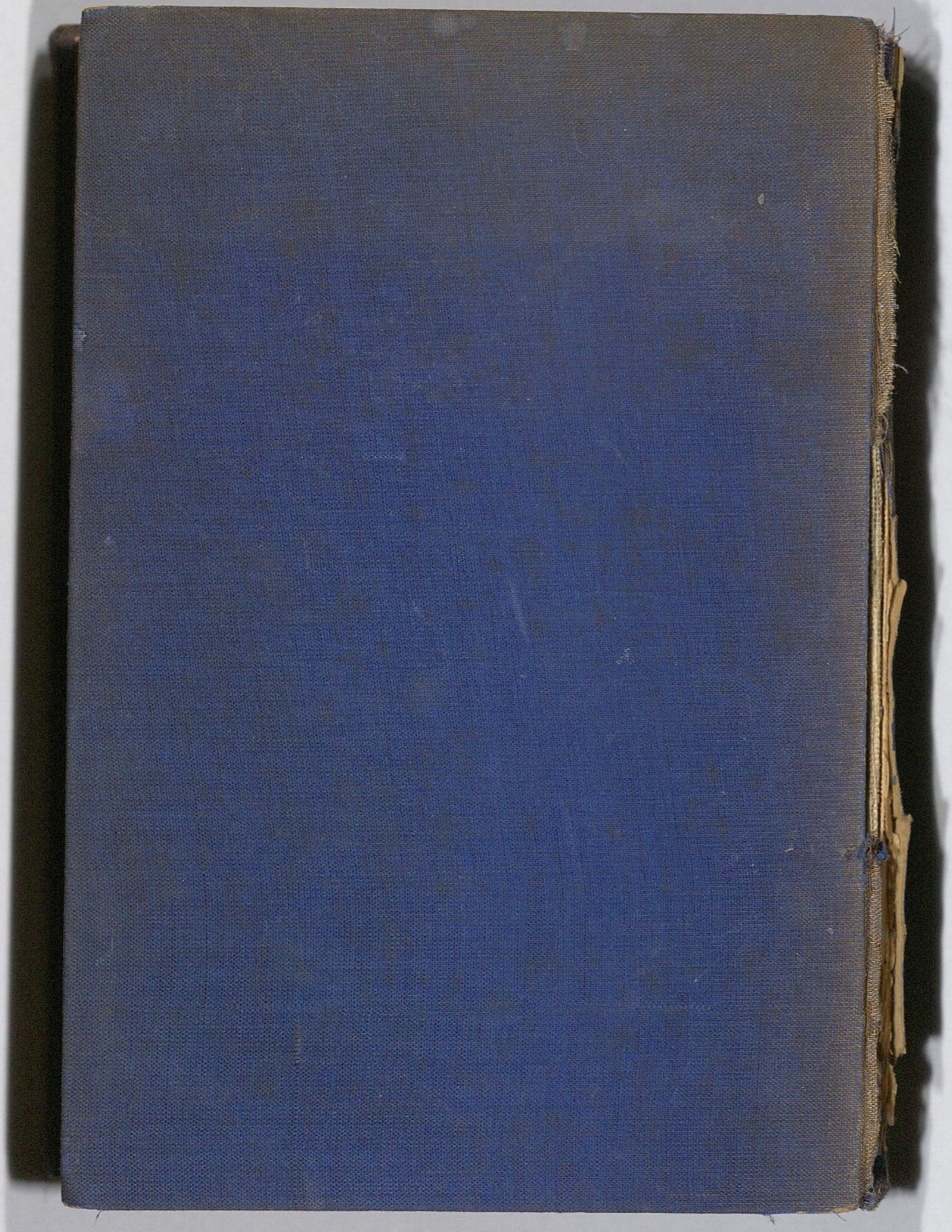
*

Der Frühling kommt und der Sommer, währenddessen dieses Buch entsteht. Oft verweilt der Verfasser in den Räumen, die wohl die sterbliche Hülle aber nicht der Geist Seeckts verlassen hat.

An einem Nachmittage steht er mit Frau v. Seeckt in dem kleinen Garten mit den hohen Bäumen, auf den der General aus den Fenstern des Sterbezimmers hinauszublicken pflegte. Nun waren dort oben die Jalousien herabgelassen, hatten auch die Fenster ihre Augen geschlossen.

Es war plötzlich sehr einsam in dem kleinen Garten, und deutlich trat das Wesensbild des Dahingeschiedenen vor die Augen als

ein großer gütiger Geist
in einsamer soldatischer Haltung.

So ist er nicht nur für jeden, der ihm persönlich oder geistig näher trat, sondern für Preußen, für Deutschland, für das schimmernde Heer und die geistige Welt in der Tat

„unvergeßlich".